

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit**

19 (2015)

Universitätsverlag Potsdam

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der
Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit**

19 (2015)
Universitätsverlag Potsdam

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Universitätsverlag Potsdam 2017

<http://verlag.ub.uni-potsdam.de/>

Universitätsverlag Potsdam, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: -2292

E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

wird herausgegeben im Auftrag des Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam und erscheint mit freundlicher Unterstützung des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam.

ISSN (print) 1617-9722

ISSN (online) 1861-910X

Das Manuskript ist urheberrechtlich geschützt.

Satz: Kadanik | Grafik- & Satzbüro, andrekadanik.de

Druck: Schaltungsdienst Lange oHG, Berlin | www.sdl-online.de

Zugleich online veröffentlicht

auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus4-103012](http://nbn:de:kobv:517-opus4-103012)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-103012>

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Vereinsmitglieder,

der aktuelle Band der *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* liegt endlich vor und ich möchte die Gelegenheit nutzen, um allen Autoren für ihre Mitarbeit zu danken. Mit Heft 19 (2015) harrt erneut ein thematisch frei gestalteter Band mit unterschiedlichsten Beiträgen auf die Lektüre. Chronologisch zwischen dem mittleren 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert verortet, reichen die Aufsätze inhaltlich vom Versuch der Werbung deutscher Söldner für den russischen Zaren über die habsburgische Rekrutierungspraxis westeuropäischer Reitertruppen im Langen Türkenkrieg, den durch Versorgungsproblematiken geprägten Alltag im Bayern der 1630er und 1640er Jahre bis hin zu den Belagerungen des Großen Nordischen Krieges.

Bevor diese kurz vorgestellt werden soll jedoch Werbung in eigener Sache erfolgen. Nachdem die letzte Jahrestagung des AMG in Düsseldorf zum Thema „Militär und Zeit“ bereits mehr als ein Jahr zurück liegt, rückt die nächste Jahrestagung näher. Diese findet im Herbst 2017 im Bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt statt und widmet sich der Vorstellung und Analyse unterschiedlicher Quellengattungen und ihrer Potentiale für die frühneuzeitliche Militärgeschichte.

Darüber hinaus möchte ich die Gelegenheit nutzen *Jan Philipp Bothe* (Göttingen) und *Alexander Querengässer* (Potsdam) herzlich im Redaktionsteam unseres Vereinsorgans begrüßen. Beitrags- und Rezensionsvorschläge, Projektskizzen und Berichte senden Sie bitte gerne weiterhin an [sven.petersen\[at.\]phil.uni-goettingen.de](mailto:sven.petersen[at.]phil.uni-goettingen.de).

Der Werbung, Aufstellung und militärrechtlichen Einordnung deutscher Söldner für den Moskauer Staat im mittleren 16. Jahrhundert widmet sich *Oleg Rusakovskiy* und eröffnet das vorliegende Heft. Am Beispiel des „Unternehmens Schlitte“, eines privat initiierten Wer-

beversuchs deutscher Söldner für den Zaren durch einen Goslarer Kaufmann analysiert der Autor den Einfluss von Artikelbriefen aus dem Heiligen Römischen Reich auf die Rekrutierungs- und Verrechtlichungspraxis. Er geht den daraus entstandenen logistischen, personellen, finanziellen und kulturellen Faktoren nach und problematisiert diese durch Bezüge zum Alltag im Zarenreich.

Diesem folgt *Zoltán Péter Bagi*, der seine Forschung der Genese der Reitertruppen im kaiserlichen Heer an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert widmet. Der lange Türkenkrieg dient als Rahmen der vergleichenden Untersuchung, welche die spezifischen Anforderungen an die berittenen Soldaten und den aus dem verstärkten Einbezug derselben hervorgehenden Wandel im Heerwesen Kaiser Rudolfs II. bewirkte. Diesem traten die Beamten der Hofburg mit verschiedenen Reglementierungsversuchen entgegen, um ein einheitliches Bild von den neuen Waffengattungen zu schaffen.

Anschließend führt *Andréas Richer* in die Problematik der Nahrungsfrage während des Dreißigjährigen Krieges im Raum Augsburg ein. Auf der Grundlage eines umfangreichen Tagebuchs des Abtes Maurus Friesenegger nähert sich Richer dem Zusammenspiel von Nahrung, Not und Behelfsstrategien an und gibt detaillierte Einblicke in den Alltag und die Mentalität des Geistlichen zwischen 1627 und 1648. Die Nahrungsfrage wird dabei nicht nur als ein bestimmendes Moment in den Handlungen der Bauern sichtbar, sondern kann gleichzeitig als ein Schutzinstrument verstanden werden, dessen sich die Landbevölkerung in der Auseinandersetzung mit Söldnerverbänden mannigfaltig zu bedienen wusste.

Mit *Alexander Querengässer* verlassen wir das 17. und erreichen das frühe 18. Jahrhundert. In seinem Beitrag stellt er den Komplex von Belagerungen während des Großen Nordischen Krieges vor und verbindet zwei vernachlässigte Forschungsfelder dieser Auseinandersetzung. Zum einen geht der Autor mit Belagerungen auf weniger präsenste Kulminationspunkte militärischer Gewalt während dieses

Editorial

Konfliktes ein. Zum anderen wird die topographische und logistische Eigenart des weitläufigen Schauplatzes hervorgehoben. Anhand verschiedener Beispiele werden die unterschiedlichsten Ausprägungen analysiert, keine der kriegführenden Parteien vernachlässigt und gleichzeitig das Zusammenspiel der Verbündeten untersucht.

Den Abschluss dieses Heftes bildet eine Projektvorstellung von *Thorsten Busch* über den Zusammenhang von militärischen Durchmärschen und der Ausbreitung von Seuchen im Frankreich des mittleren 17. Jahrhunderts. Dem schließen sich eine Rezension von *Stefan Droste* zu *Dirk Götschmann, Ansgar Reiß (Hrsg.), Wissenschaft und Technik im Dienst von Mars und Bellona* sowie eine Rezension von *Sven Petersen* zu *Marc Höchner, Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert* an.

Bei der Lektüre der Beiträge wünschen wir Ihnen anregende Einblicke und viel Vergnügen.

Sven Petersen

Inhalt

Editorial3

AUFSÄTZE

Oleg Rusakovskiy

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner?
Die kriegsorganisatorische Dokumentation von Hans Schlitte
aus der Überlieferung des Bayerischen Staatsarchivs..... 11

Zoltán Péter Bagi

Westeuropäische Reitertruppen auf ungarischen
Kriegsschauplätzen. Truppengattungen, Organisation und
Rekrutierung in der Zeit des langen Türkenkriegs47

Andréas Richier

Fatalismus und Alltagslast.
Die Bedeutung der Nahrungsfrage für die Zivilbevölkerung
im Dreißigjährigen Krieg.....71

Alexander Querengässer

Belagerungen im Großen Nordischen Krieg..... 101

PROJEKTVORSTELLUNG

Thorsten Busch

„Gott ist der wahre Arzt.“
Pest, Politik und Religion in Aix-en-Provence 1629/30 125

REZENSIONEN

Stefan Droste

Dirk Götschmann, Ansgar Reiß (Hrsg.), Wissenschaft und Technik im Dienst von Mars und Bellona (Veröffentlichungen des Bayerischen Armeemuseums, Bd. 11), Regensburg 2013, 152 Seiten, Preis 19,95 € [ISBN 3796428106] 133

Sven Petersen

Marc Höchner, Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 18), Göttingen 2015, 284 Seiten, 16 Abbildungen, Preis 55 € [ISBN 9783847103219] 139

Autorenverzeichnis 145

Aufsätze

Oleg Rusakovskiy

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner? Die kriegsorganisatorische Dokumentation von Hans Schlitte aus der Überlieferung des Bayerischen Staatsarchivs¹

I. Einleitung

Die Erforschung der Entstehung und Entwicklung des Militärrechts im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa nimmt in der modernen Sozialgeschichte des Militärs einen großen Raum ein. Die Artikelbriefe als Ausprägung eines solchen Rechts, Vertragstexte, die die Rechte und Pflichten von Kriegsherr und Söldner festschrieben, entstanden im Heiligen Römischen Reich Ende des 15. Jahrhunderts. Durch die allmähliche Vermehrung der Rechte der Kriegsherrn und die zunehmende Einschränkung der Freiheiten der gemeinen Söldner entwickelten sich die Artikelbriefe bis zum 17. Jahrhundert faktisch zu einer Sammlung von Dienstvorschriften, die zum geltenden Strafrecht innerhalb der Heere wurde.² Auch in Polen-Litauen gab es

¹ Die Vorarbeiten für den Aufsatz wurden durch das Stipendium des Deutschen Historischen Instituts Moskau im Herbst 2015 finanziert. Für die sprachlichen Korrekturen bedanke ich mich ganz herzlich bei Nina Fehlren-Weiss (Tübingen/Stuttgart).

² Zur Entwicklung der deutschen Artikelbriefe vgl. Max Jähns, *Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland*, Bd. 1: Altertum, Mittelalter, XV. und XVI. Jahrhundert, Leipzig 1889, S. 757–773; Wilhelm Beck, *Die ältesten Artikelbriefe für das deutsche Fußvolk: Ihre Vorläufer und Quellen und die Entwicklung bis zum Jahre 1519*, München 1908, S. 8–10; Eugen von Frauenholz, *Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens*, Bd. 2: *Das Heerwesen in der Zeit des freien Söldnertums*, Tl. 2: *Das Heerwesen des Reiches in der Landsknechtzeit*, München 1937; Reinhard Moeller, *Das Regiment der Landsknechte: Untersuchungen zur Verfassung, Recht und Selbstverständnis in deutschen Söldnerheeren des 16. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1976, S. 30–41; Peter Burschel, *Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts: Sozialgeschichtliche Studien*, Göttingen 1994, S. 129–145.

eine zum Teil unter deutschem Einfluss entstandene Tradition eines einheimischen Militärrechts, in dem bereits im 16. Jahrhundert verschiedene Formen der Artikel- und Bestallungsbriefe herausgearbeitet waren.³

In Osteuropa, vor allem im Gebiet des Russischen Reiches, für dessen Militärmacht der Transfer der westlichen Errungenschaften in der Kriegsorganisation und -technik seit dem 16. Jahrhundert prägend war,⁴ wurden diese Entwicklungen verspätet rezipiert. Ein eigenes Militärrecht fehlte im Moskauer Staat bis zu dessen Westernisierung durch Peter I. Anfang des 18. Jahrhunderts.⁵ Die sogenannten *Ustav ratnyx, pušečnyx i inyx del* von 1607/1620⁶ und *Učenie i xitrost' ratnogo stroenija pexotnyx ljudej* von 1649,⁷ die in der älteren Historiographie oft als die ersten russischen militärrechtlichen Ordnungen verstanden wurden, waren Übersetzungen der deutschsprachigen militärtheoretischen Schriften von Leonhard von Fronsperger und

³ Vgl. Karol Łopatecki, „Disciplina militaris“ w wojskach Rzeczypospolitej do połowy XVII wieku, Białystok 2012.

⁴ Zur Geschichte des Kriegswesens in Russland des 16.–17. Jahrhunderts sowie Versuche deren Westernisierung vgl. zuletzt Brian L. Davies, *Warfare, State and Society on the Black Sea Steppe, 1500–1700*, London/New York 2007; ders., *The Development of Russian Military Power, 1453–1815*, in: Jeremy Black (Hrsg.), *European Warfare, 1453–1815*, New York 1999, S. 145–179; Michael C. Paul, *The Military Revolution in Russia, 1550–1682*, in: *Journal of Military History* 68 (2004), S. 9–45; Marshall T. Poe, *The Military Revolution, Administrative Development and Cultural Change in Early Modern Russia*, in: *Journal of Early Modern History* 2 (1998), S. 156–180; Robert Frost, *The Northern Wars: War, State and Society in Northern Europe, 1558–1721*, Harlow 2000, insb. S. 18 f.

⁵ Zum Kriegs- und Militärrecht unter Peter I. vgl. Pavel O. Bobrovskij, *Voennoe pravo v Rossii pri Petre Velikom*, Sankt-Petersburg 1887; Nikolaj L. Rubinštejn (Hrsg.), *Voennye ustavy Petra Velikogo*, Moskau 1946; E. Anners, *Den karolinska militärstraffrätten och Peter den stores krigsartiklar*, Stockholm/Göteborg/Uppsala 1961.

⁶ Eine fehlerhafte Publikation aus dem späten 18. Jahrhundert ist in *Ustav ratnyx, pušečnyx i inyx del, kasajuščixsja do voinskoj nauki*, Sankt-Petersburg 1777–1781 vorhanden. Vier von einander sehr unterscheidende handschriftliche Versionen des Textes liegen im Archiv des Instituts für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften und in der Russischen Nationalbibliothek (beide Sankt-Petersburg) sowie in der Universitätsbibliothek Kazan vor und bleiben bis jetzt unveröffentlicht.

⁷ 1649 in Moskau im Druck erschienen; die moderne Ausgabe wurde als *Učenie i xitrost' ratnogo stroenija pexotnyx ljudej*, Sankt Petersburg 1904 veröffentlicht.

Johann Jacobi von Wallhausen⁸ und konnten aufgrund ihrer komplexen Natur nicht als Kriegsrecht im eigentlichen Sinne Anwendung finden.

Die Suche nach den ersten Spuren eines europäischen Militärrechts in Russland ist nicht unproblematisch. Die in Russland am Anfang des 17. Jahrhunderts für verschiedene Prätendenten auf den russischen Thron agierenden gemischten polnisch-litauischen sowie kosakischen und russischen Truppen verfügten über ihr eigenes geschriebenes, polnischen Vorbildern folgendes Recht, das allerdings seitens der russischen Herrscher nie akzeptiert werden konnte.⁹ Die im 17. Jahrhundert im Dienst des Zaren stehenden Truppen aus dem Heiligen Römischen Reich, Schweden und von den britischen Inseln nutzten für die Regelung ihrer internen Organisation ein eigenes Militärrecht, das von der russischen Seite nur eingeschränkt toleriert wurde. Es wurden zwar Verträge zwischen den Söldnerverbänden und dem russischen Zaren geschlossen, diese wurden jedoch nur in gekürzter und schlechter russischer Übersetzung und nicht in ihrer Originalsprache überliefert: Ein Grund dafür, weshalb diese Verträge in den Forschungsdiskursen der Rechts- und Militärhistoriker bislang kaum eine Rolle spielen.¹⁰

⁸ Die deutschen Originale für die Übersetzungen waren Leonhard von Fronsperger, *Kriegsbuch*, Ander Thail, Frankfurt/M. 1573 und Johann Jacobi von Wallhausen, *Kriegskunst zu Fuß*, Oppenheim 1615; zu diesen beiden russischen Übersetzungen vgl. Aleksej N. Lobin, „Voinskie knigi“ 1607–1620 gg.: Opyt zaimstvovanija evropejskoj voenno-teoretičeskoj nauki, in: Aleksandr I. Filjuškin (Hrsg.), *Smutnoe vremja v Rossii: Konflikt i dialog kul'tur*, Sankt Petersburg 2012, S. 163–167; Pavel P. Epifanov, „Učenie i xitrost' ratnogo stroenija pexotnyx ljudej“: Iz istorii russkoj armii 17 v., in: *Učenyje zapiski MGU: Kafedra istorii SSSR* 167 (1954), S. 77–98; Vladimir E. Grabar, *The History of the International Law in Russia, 1647–1917*, Oxford 1990, S. 14–18.

⁹ Vgl. Lopatecki, *Disciplina militaris* (wie Anm. 3), S. 458–460.

¹⁰ Beispielsweise in *Sobranie gosudarstvennyx gramot i dogovorov*, Tl. 1, Moskau 1822, S. 306–330; *Akty, sobrannye v bibliotekax i arxivax Rossijskoj Imperii*, Bd. 3, Sankt-Petersburg 1836, S. 331–334; Ivan Ja. Gurljand, Ivan Gebdon: *Komissarius i rezident (Materialy po istorii administrazii Mokovskogo gosudarstva vtoroj poloviny 17 veka)*, Jaroslavl 1903, S. 38–48; vgl. Sergej P. Orlenko, *Vyhodzy iz Zapadnoj Evropy v Rossii 17 veka: Pravovoj status i real'noe položenie*, Moskau 2004, S. 52–54.

II. „Unternehmen Schlitte“ und Inhalt der Münchener Handschrift

Vor diesem Hintergrund muss auf einen im Bayerischen Hauptstaatsarchiv aufbewahrten Text, der bis heute kaum Beachtung fand, hingewiesen werden. Er wurde im Zusammenhang der Anbahnung eines Bündnisses zwischen Russland und dem Heiligen Römischen Reich durch den bayerischen Herzog Albrecht V. in den 1560er–1570er Jahren in einer Abschrift überliefert.¹¹ Zu den Fürsprechern dieses Bündnisses zählten der Lübecker Kaufmann Veit Seng sowie sein Handelspartner aus Bayern, Georg Liebenauer, die 1566/67 um Unterstützung beim bayerischen Herzog ersuchten, um die Idee eines solchen Bündnisses Kaiser Maximilian II. vorlegen zu können.¹² Seng und Liebenauer bezogen sich dabei auf einen früheren, misslungenen Versuch, ein solches Bündnis zu schließen, der 1547/48 unternommen worden war. Damals trat ein Kaufmann aus Goslar namens Hans Schlitte beim Reichstag in Augsburg auf. Er erklärte, Gesandter des jungen russischen Zaren Iwan IV., später Iwan der Schreckliche genannt, zu sein. Der Zar habe ihn beauftragt, Kaiser Karl V. und seinen Reichsständen ein politisches und militärisches Bündnis gegen die Türken anzubieten.

¹¹ Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Äußeres Archiv, 4423: Moscovitische Sachen I (im Folgenden-Bay HStA KB ÄA, 4423).

¹² Zu den diplomatischen und politischen Aktivitäten von Seng und Liebenauer vgl. Georg W. Forsten, *Baltijskij vopros v 16 i 17 stoletijax (1544–1648)*, Bd. 1: *Bor'ba iz-za Livonii, Sankt-Petersburg 1893*, S. 468–477; Andreas Kapeller, *Ivan Groznyj im Spiegel der ausländischen Druckschriften seiner Zeit: Ein Beitrag zur Geschichte des westlichen Russlandsbildes*, Bern 1972, S. 42 f.; Maximilian Lanzinner, *Die Wahrnehmung „moskowitzischer Handlungen“ am Münchener Hof im 16. Jahrhundert*, in: Alois Schmid (Hrsg.), *Bayern und Russland in vormoderner Zeit*, München 2012, S. 165–195, hier S. 187–192; Aleksandr I. Filjuškin, *Izobretaja pervuju vojnu Rossii i Evropy: Baltijskie vojny vtoroj poloviny 16 veka glazami sovremennikov i potomkov*, Sankt-Petersburg 2013, S. 616 f. Siehe auch die Publikationen von einzelnen Schriften von Veit Seng in Georg W. Forsten, *Akty i pis'ma k istorii Baltijskogo voprosa v 16 i 17 stoletijax*, Bd. 1, Sankt-Petersburg 1889, S. 98–116, sowie in der modernen russischen Übersetzung in Ivan I. Polosin, *Iz istorii blokady Russkogo gosudarstva*, in: Lev N. Puškarev (Hrsg.), *Materialy po istorii SSSR*, Bd. 2: *Dokumenty po istorii 15–17 vv.*, Moskau 1955, S. 247–271, hier S. 257–271.

Das sogenannte „Unternehmen Schlitte“ fand in der deutschen wie der russischen Fachliteratur mehrmals Erwähnung.¹³ Die für die Rekonstruktion der mit diesem Bündnis verfolgten Ziele und des Verlaufs der Verhandlungen relevanten, im Bayerischen Hauptstaatsarchiv sowie im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien,¹⁴ Geheimes Staatsarchiv des Preußischen Kulturbesitzes in Berlin¹⁵ und Archiv der Hansestadt Lübeck¹⁶ aufbewahrten Akten sind bis heute weitgehend unveröffentlicht. Die Münchner Handschrift wurde vor einigen

¹³ In der älteren Historiographie bieten Joseph von Fiedler, Ein Versuch der Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche im 16. Jahrhundert, in: Sitzungsberichte der Philosophisch-Historischen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. 40, Heft 1 (Jahrgang 1862), Wien 1862, S. 27–123 sowie Hans Uebersberger, Österreich und Russland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, Wien 1906, S. 289–300 die ausführlichste Darstellung des „Unternehmens Schlitte“ an. Vgl. auch Karl Faber, Nachricht von der fehlgeschlagenen Unternehmung des Zars Iwan Wasiliewitsch, sein Land durch Gelehrte, Künstler und Handwerker aus Deutschland zu verbessern, in: Ders. (Hrsg.), Preussisches Archiv oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit: Dritte Sammlung, mit einem Plan, Königsberg 1810, S. 1–30; Kapeller, Ivan Groznyj (wie Anm. 12), S. 109 f.; Erik Amburger, Die Anwerbung ausländischer Fachkräfte für die Wirtschaft Rußlands vom 15. bis ins 19. Jahrhundert, Wiesbaden 1968, S. 18 f.; Eduard Winter, Rußland und Papsttum, Berlin 1960, Teil 1, S. 208–210; Georg W. Forsten, Baltijskij vopros (wie Anm. 12), S. 43–47; Paul Pierling, La Russie et le Saint-Siège: Etudes diplomatiques, Bd. 1, Paris 1906, S. 324–331; Ivan I. Polosin, Iz istorii blokady (wie Anm. 12), S. 251 f.; Kurt Forstreuter, Preußen und Rußland von den Anfängen des Deutschen Ordens bis zu Peter dem Großen, Göttingen, Berlin, Frankfurt/M. 1955, S. 116–136; Jacek Wijaczka, Stosunki dyplomatyczne Polski z Rzeszą Niemiecką w czasach panowania cesarza Karola V (1519–1556), Kielce 1998, S. 202–212.

¹⁴ HHStA Wien, Staatenabteilung, Rußland I, Kart. 1 [Russica 1481–1577], Konv. B [1547–1555] sowie in Reichshofrat, Resolutionsprotokolle VXi, Bd. 2. Die Signaturangabe folgt [Reinhard Frötschner], „Delo Šlitte“, in: A. L. Xoroškevič (Hrsg.), Sigizmund Gerberštejn, Zapiski o Moskovii, Bd. 2, Moskau 2008, S. 134, Anm. 540 u. Anm. 541. Vgl. auch Bernhard Diestelkamp, Eine versuchte Annäherung Zar Iwans IV., des Schrecklichen an den Westen? Ein Reichskammergerichtprozeß, der dies nahlegt, in: Paul-Joachim Heinig (Hrsg.), Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit: Festschrift für Peter Moraw, Berlin 2000, S. 305–322.

¹⁵ GStA-PK Berlin-Dahlem, Hauptabteilung XX, HBA, E 719 (1531–1563), V. (gebundene) Akte. Die Signaturangabe folgt [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 134, Anm. 540.

¹⁶ Archiv der Hansestadt Lübeck, Reichskammergericht (RGK) S 62. Die Signaturangabe folgt [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 134, Anm. 540.

Jahren von Reinhard Frötschner¹⁷ und Maximilian Lanzinner¹⁸ ausgewertet. Die beiden Historiker begnügten sich allerdings mit einer allgemeinen Darstellung des Projekts von Schlitte, ohne eine Analyse des Textes und speziell der für die Militärgeschichte bedeutenden Abschnitte vorzunehmen.

Bis heute fehlen stichhaltige Argumente, die beweisen würden, ob oder in welchem Maße Schlitte mit seiner diplomatischen Mission tatsächlich vom Zaren beauftragt wurde oder ob er eine eigene Agenda verfolgte. Im Rahmen dieser Veröffentlichung kann keine umfassende Analyse des „Unternehmens Schlitte“ vorgenommen werden, jedoch sollen die aus der Perspektive der Militärgeschichte und vor allem der Geschichte des frühneuzeitlichen Militärrechts bedeutenden Abschnitte der Münchner Handschrift genauer in den Blick genommen werden. Es lohnt sich allerdings, bevor die militärhistorische Bedeutung des Projektes beleuchtet wird, den Verlauf des ‚Unternehmens‘ sowie den Inhalt der Münchener Abschriften seiner Aktenstücke zu skizzieren.

Schlitte, der seit 1542 Handel mit Russland betrieb und in Goslar und Preußen Fachleute für den Großfürsten von Moskau anwarb, erschien Ende 1547 in Augsburg auf dem Reichstag und suchte nach persönlichem Empfang bei Kaiser Karl V. Der Goslarer Kaufmann hatte die deutsche Übersetzung eines Briefes Iwan IV. bei sich, in dem dieser erst kürzlich zum Zaren gekrönte russische Herrscher dem deutsch-römischen Kaiser vermeintlich seine Freundschaft und ein Bündnis anbot.¹⁹ Des Weiteren befindet sich in der Münchner Über-

¹⁷ [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14); vgl. auch die kurzen Angaben zu dem von Reinhard Frötschner am Institut für Osteuropäische Geschichte (Regensburg) betriebenen Forschungsprojekt „Zar Ivan IV. Groznyj und das „Unternehmen Schlitte“ – Ein gescheiterter Versuch der Modernisierung Russlands 150 Jahre vor Peter dem Großen?“ (<http://www.ios-regensburg.de/forschung/projekte/zar-ivan-iv-groznyj-und-das-unternehmen-schlitte.html>, 13.03.2017).

¹⁸ Lanzinner, Die Wahrnehmung (wie Anm. 12).

¹⁹ Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 29r–31r: Des Grosfürsten in Reüssem ansinnen und begern, anweilendt Kaiser Kareln hochloblichster gedechtnus auf gehalltenem Reichstag zu Augspurg, anno 1548 beschehen.

lieferung ein Schreiben, in dem angeblich Iwan seine Pläne ausführlich erklärte und um Erlaubnis dafür bat, eine große Gesandtschaft nach Augsburg zu schicken und Söldner im Reich anzuwerben.²⁰

Sogar bei oberflächlichem Lesen wird deutlich, dass es von einem in der Reichspolitik, dem deutschen Kriegswesen und der humanistischen Gelehrsamkeit bewanderten Menschen, wohl von Schlitte selbst, verfasst wurde und keinesfalls von der spärlich informierten russischen Regierung stammte. Es bestehen also berechtigte Zweifel daran, dass dieses Schreiben tatsächlich einen russischen Bündniswunsch dokumentiert. Vielmehr scheint es auf eine bewusste Fälschung von Schlitte, die er vermutlich 1556 verfasste, um sein neues Projekt dem Kaiser vorzustellen, zurückzuführen zu sein.²¹ Einige Stellen des Textes, vor allem eine Erwähnung des 1552 von den Russen unterworfenen Khanats von Kazan noch als eine unabhängige Herrschaft,²² lassen eine Datierung des Dokuments oder zumindest deren ersten Fassung auf die Jahre 1547/48 zu.

Karl V., der gerade im Schmalkaldischen Krieg einen Sieg gegen die protestantischen Reichsfürsten errungen hatte und an einer Fortsetzung des bewaffneten Kampfes gegen das Osmanische Reich interessiert war, nahm den Vorschlag Schlittes wohlwollend auf. Parallel zu den Verhandlungen mit dem Kaiser wurde eine Nachricht an den Papst geschickt, um eine russische Gesandtschaft nach Rom vorzubereiten: Damit wurde die Union der russisch-orthodoxen Kirche mit der katholischen Kirche unter der Führung des Papstes angestrebt. Eine kaiserliche Gesandtschaft nach Moskau wurde ebenfalls geplant.

²⁰ Ebd., fol. 67r–86v: Ain schreiben damit der Großfürst in Reußen weilennndt Kaisers Carls hochloblichiter gedechtnuß genedigs unnd freunntlichs wilfaren und expieten beantworten unnd sein Christlichs vorhaben erklärn wollen. Eine Version dieses Briefes wurde 1582 in Georg von Hoff, Erschreckliche, greuliche und unerhorte Tyranny Iwan Wasilowitz [...], [o. O.] 1582 veröffentlicht; vgl. Kapeller, Iwan Groznyj (wie Anm. 12), S. 109 f.; [Frötscher], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 142, Anm. 568.

²¹ Diestelkamp, Eine versuchte Annäherung (wie Anm. 14), S. 311; [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 142, Anm. 568.

²² Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 72v–73v.

Die Idee des Bündnisses wurde auch von den Reichsständen unterstützt.²³ Der Kaiser richtete ein Schreiben an den Zaren, in dem er diesem die Anwerbung von Fachleuten und Handwerkern zugestand; konkrete Maßnahmen, die ernsthafte Bündnisverhandlungen eingeleitet hätten, wurden jedoch nicht getroffen.²⁴

Bald wurde aber das ganze Unternehmen, „one Zweifel aus anfechtung des laidigen Sathans (so alles Cristlichen wesens ain zerstoror)“, wie Georg Liebenauer knapp 20 Jahre später schrieb,²⁵ zu den Akten gelegt. Als Schlitte mit einigen für den Zaren im Reich angeworbenen Leuten in Lübeck war,²⁶ wurde er dort nach Klagen des Großmeisters des Deutschen Ordens in Livland verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Der Großmeister, der sich bereits während des Reichstages gegen ein Bündnis mit Russland ausgesprochen hatte,²⁷ befürchtete, dass der Zar die deutschen Söldner und Fachleute nicht gegen ihre muslimischen Gegner, sondern gegen Livland in Stellung bringen könnte. Grund zu dieser Annahme hatte er durchaus: Knapp zehn Jahre später wurde der Ordensstaat von Russland während der ersten Phase des Livländischen Krieges (1558 bis 1559) eingenommen.

Schlitte gelang es, sich aus dem Lübecker Gefängnis zu befreien; das Interesse im Reich, Verbündete im Osten zu suchen, war jedoch er-

²³ Ebd., fol. 33r–34r: Der Cürfürsten, Fürsten und stendde des Heiligen Romischen Reichs bedennckhen und bevilligen, auf weilennndt Kaiser Carls furhalten des Grosfürstens begern belangenndt, auch im Augspurgischen Reichstag anno 48. beschehen. Vgl. auch Ursula Marchoczek (Hrsg.), *Deutsche Reichstagsakten: Augsburg 1547/48*, Tl. 3, S. 2182, 2186, 2187, 2191, 2226 u. 2649.

²⁴ Bay HStA KB AA, 4423, fol. 39r–42v: Hochgedachts Kaiser Carels hochseligärer unnd multister gedechnus schreiben unnd gnedigs expieten an den Grosfürsten Reüssen. Der Text wurde auf Deutsch und Latein verfasst. Die lateinische Version wurde in Fiedler, *Ein Versuch* (wie Anm. 13), S. 79 f. veröffentlicht. Zu einem anderen Brief Karls V. an Iwan IV. 1548 und Problemen dessen Authentizität vgl. [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 140 f.

²⁵ Bay HStA KB AA, 4423, fol. 20r.

²⁶ Die Liste von 123 von Schlitte angeworbenen Fachleuten und die Rechnung von ihrem Reisegeld wurde in Faber, *Nachricht* (wie Anm. 13), S. 16–29 veröffentlicht; darunter wurden aber keine Kriegsleute erwähnt.

²⁷ *Deutsche Reichstagsakten: Augsburg 1547/48*, Tl. 3 (wie Anm. 23), S. 2410. Vgl. auch [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 144 f.

loschen. 1555 versuchte er vergeblich, auf ein mögliches Bündnis mit dem Moskauer Staat hinzuwirken. Daher unterbreitete Schlitte seine Idee in der Folgezeit dem französischen König Heinrich II.,²⁸ dem brandenburgischen Kurfürsten Albrecht von Hohenzollern sowie dem schwedischen König Gustav I. Vasa und dem dänischen König Christian III.,²⁹ war allerdings auch bei diesen Herrschern nicht erfolgreich. 1556 berichtete Schlitte Iwan IV. über den Misserfolg seiner Mission, ohne genaue Gründe dafür zu nennen, gleichzeitig wiederholte er den Vorschlag, deutsche Krieger- und Fachleute im Heiligen Römischen Reich anzuwerben.³⁰ Eine Antwort aus Moskau erhielt er jedoch vermutlich nicht. Mitte der 1550er Jahre traf der Goslarer Kaufmann in Ferrara Handelspartner Seng und Liebenauer, die die Realisierung seines Vorhabens, allerdings auch ohne spektakuläre Ergebnisse, übernahmen.

Dem Schreiben Schlittes an Iwan IV. von 1556 wurden eine Instruktion für den künftigen kaiserlichen Gesandten nach Moskau³¹ sowie Dokumente über die vom russischen Zaren oder wohl eher von Schlitte selbst beantragten diplomatischen und militärischen Aktivitäten beigelegt. Daraus geht hervor, dass ein russischer *Ambassador* nach Augsburg entsandt werden³² und dort längere Zeit ständig stati-

²⁸ Siehe die Publikation der die Mission Schlittes betreffenden Korrespondenz von Heinrich II. in der modernen russischen Übersetzung in Polosin, *Iz istorii blokady* (wie Anm. 12), S. 268–271. Die Abschriften von dieser Korrespondenz befinden sich im HHStA Wien, Reichshofrat Dec L 68, Bd. 1179 unter den Papieren von Veit Seng.

²⁹ Siehe die Publikation von zwei Akten aus dem Rigsarkivet Kopenhagen in Jurij N. Ščerbačev, *Materialy po istorii Drevnej Rossii, xranjaščiesja v Kopenagogene, 1326–1690 gg.*, Moskau 1893, S. 288–297.

³⁰ Bay HStA KB AA, 4423, fol. 155r–171v: Des Reussischen gsanndtens, so zu weilennnd Kaiser Kareln abgevertigt worden, schriftliche relation seines ausrichtens an den Grosfürsten, zu dem er personlich nit ziehen khönnnden.

³¹ Ebd., fol. 45r–53r: Instruction unnd bericht, was die jhenugen, so zu dem Grosfürsten zu die Moscaw suchen, bey seiner Großmechtigkhait handlden unnd verichten sollen.

³² Ausführlich ebd., fol. 145r–149r: Bestallung ainer bottschaft, so der Grosfürst in Reussen an der Röm. Kay. May. hoh. zu halten willens ist.

oniert werden sollte.³³ Begleitet werden sollte dieser von einigen russischen Fürsten und Adligen, die zur Absicherung der Verhandlungen als Geiseln fungierten.³⁴ Des Weiteren habe der Zar den Kaiser um die Erlaubnis gebeten, innerhalb des Reichs ein Regiment deutscher Fußknechte und 500 Reiter anwerben zu dürfen. Eine kaiserliche Zustimmung für ein solches Werbevorhaben war zumindest formell von Bedeutung, da der Dienst in auswärtigen Heeren potentieller Konkurrenten des Reiches für Reichsangehörigen nicht erlaubt war.³⁵ Für das in diesem Schreiben erwähnte Militärkontingent verfasste Schlitte Entwürfe eines Artikelbriefs und einer Bestallung bzw. einer Kostenrechnung.³⁶ Die deutschen Söldner und Militärspezialisten sowie Mediziner³⁷ und Handwerker sollten Russland dabei unterstützen, die mit dem Osmanischen Reich verbündeten muslimischen Khanate von Kazan, Astrachan und der Krim zu besiegen. Im Gegenzug wurde angeboten, dass russische Reiter das kaiserliche Heer in seinem Kampf gegen die Osmanen in Ungarn verstärken könnten. Anschließend wurde die Gründung eines ritterlichen Ordens nach europäischem Vorbild in Russland vorgeschlagen sowie Regeln für diesen Orden entworfen.³⁸

III. Organisation des anzuwerbenden Militärverbandes

Obwohl die meisten Hinweise zu Militärangelegenheiten aus Schriften des Bayerischen Hauptstaatsarchiv aus dem Jahr 1556 stammen, ist zu vermuten, dass die grundlegenden Ideen bereits 1548 formu-

³³ Ausführlich ebd., fol. 174r–191r: Des gemeldten Reussischen Großfürstens ambassadors statt, ambt unnd aufshaltung.

³⁴ Ausführlich ebd., fol. 108r–113r: Der jungen Reussischen fürsten herrn und geisel underhaltung im Reich.

³⁵ Vgl. Moeller, *Das Regiment* (wie Anm. 2), S. 18 f.

³⁶ Bay HStA KB AA, fol. 114r–116v: Aines oberstenns uber zehen fenndtlein Teutscher knecht in Reusslanndt zufuern bestallungs brieff; fol. 118r–123r: Solchen oberstens geordnter stat unnd unnderhaltung auch des ganntzen regimenns fußvolcks kosten (siehe Anhang).

³⁷ Vgl. Sabine Dumschat, *Ausländische Mediziner im Moskauer Russland*, Stuttgart 2006, S.185.

³⁸ Ausführlich in Bay HStA KB AA, 4423, fol. 196r–210v: Kurtze beschreibung des ritterstandes, so der Grosfürst in seinen lannden aufzurichten entschlossen.

liert worden sein könnten. Das Ansinnen Schlittes, deutsche Knechte anzuwerben, habe der Zar folgendermaßen erklärt:

*„Nun begerend wir aber nit ain unmas, noch überfluß kriegsvolckhs, sonder jetz nit mer, dann ain ainigs regiment von zehen fennlein khnechten unnd raisigs zeugs fünffhundert pferdt, dern das reich wol on schaden zuentpern hat, unnd haben demnach dieweil wir aines betagten, wol erfarnen obersten anfangklichen hoch bedürffen unnd unns kains abschlags versehen, zu unnsERM Teutschen obersten, [...] dem vessten N. zu N. angenommen“.*³⁹

Auch Liebenauer machte in einem Bericht über das Vorhaben Schlittes Folgendes deutlich: „Zu solchem vorhaben den Turggen anzugreifen hat er [der Großfürst von Moskau-O. R.] gar ain klaine anzal, ja nur ain hannd vol wie man spricht, kriegsvolckhs begert“.⁴⁰ Schlitte berichtete dem Zar seinerseits acht Jahre später, die deutschen Knechte wären „treu unnd aufrecht [...] in aller not“ und er könnte „Inen in den veldschlachten [sein] aignen leib vertrauen“.⁴¹

Die Dokumentation von Schlittes Bündnisbestrebungen liefert keine genauen Angaben zur Person des Obersten, der im Reich angeworben werden sollte. Der Anführer des Regiments der Fußknechte sollte „ain hocherfarnen obersten, der immer zu vilen feldtügen, stürmen, schlachten unnd kriegem, in allen ländern der Christenhait gewesen“ sein.⁴² Dieser Regimentsoberst sollte gemeinsam mit dem ihm gleichgestellten Kommandeur der Reiter als Begleiter des künftigen deutschen Gesandten nach Moskau reisen.⁴³ Dass tatsächlich deutsche Obersten angeworben wurden, beweist ein Schreiben vom 12. Oktober 1549 der livländischen Gesandten in Brüssel an den Kaiser.⁴⁴ Ob-

³⁹ Ebd., fol. 80r.

⁴⁰ Ebd., fol. 22r.

⁴¹ Ebd., fol. 166r.

⁴² Ebd., fol. 51r.

⁴³ Ebd., fol. 80r, 160v.

⁴⁴ Das Original dieses Schreibens befindet sich im HHStA Wien, Staatenabteilung, Rußland I, Kart. 1 (Russica 1481–1577), Konv. B (1547–1555), fol. 39r–42v. Die

wohl auch ihre Namen in den Dokumenten nicht genannt werden, liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei den beiden um Christoph von Weisberg und Herbert von Langen handelt. Diese zwei deutschen Obristen werden als Zeugen in einem Vertrag benannt, den Schlitte mit dem von ihm zum deutschen und lateinischen Kanzler des Zaren ernannten Johann Steinberg am 1. August 1550 schloss.⁴⁵

Die wichtigsten Angaben über die Zusammensetzung, Stärke und Ausrüstung der genannten militärischen Einheiten gibt die von Schlitte oder von den Befehlshabern selbst ausgearbeitete, detaillierte Finanzierung („ain libell“),

*„was ain gantz jar uber ain regiment fueßvolckh von zehen fendlein da unnd yedem fünffhundert guetter khnecht, alls nemlich 200 hagenschützen unnd 300 die harnisch tragen, in volkommer anzal seyen, fur kosten lauffen, wie auch dieselben khnecht unnd schutzen gerüstt sein, unnd was auf des obersten, auch der haubtleuth, leutenannt, unnd annder hohen bevelchsleuth stat, underhaltung geen werdt, unnd volgenndts, was die bestallung auf fünffhundert pferdt, darunnder 100 guetter kürisser sein, sambt rittmaister, leutenannt unnd anndern iren bevelchhabern, auch ain jarlang treffen werdt, unnd was fur unndschildliche rüstung zeug und wehren, die kürisser fur annder gerüste pferdt fueren unnd brauchen“.*⁴⁶

Zu den Regimentsämtern gehörte das des Obersten, seines Leutnants, das des Kaplans, eines Profosen mit Stellvertreter und acht Helfern, einem Quartiermeister, einem Wachtmeister, einem Schultheißen, einem Gerichtsschreiber, einem Gerichtsweibel, einem Feldarzt, einem Hurenweibel, einem Stockmeister und einem Scharfrichter. Das persönliche Gefolge des Obersten bestand aus seinem Hofmeister, zehn Trabanten, einem Trommler, einem Pfeiffer, einem Kaplan, einem

Signaturangabe folgt [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 144, Anm. 581. Vgl. auch Uebersberger, Österreich und Russland (wie Anm. 13), S. 293 f.

⁴⁵ Veröffentlicht in Fiedler, Ein Versuch (wie Anm. 13), S. 82. Vgl. auch Uebersberger, Österreich und Russland (wie Anm. 13), S. 296 f.

⁴⁶ Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 50 v.

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner?

Koch, einem Schreiber, zwei Dolmetschern und einem Expenditor. Auch einige andere hochrangige Regimentsangehörige führten bis zu 13 Trabanten mit sich. Sollte es zu einer Gerichtsverhandlung kommen, sollten aus den gemeinen Knechten zwölf Gerichtsleute gewählt und dafür mit einem zusätzlichen Sold entlohnt werden.⁴⁷

Als einziger Russe an der Spitze des Regiments war der Proviantmeister vorgesehen, „der Grosfürst selbs verordnen solle unnd kein frembder wol thun kann, dann er mues der Reüssischen ländler gelegenheit wissen, darzue die sprach selbs können, womit soll er doch guet perfect tolmetschen haben, dann er mues immer zue auf ettliche meil wegs im landt herumb schicken, unnd verschaffen, dem leger alle notdurfft zuzufüren“.⁴⁸ „Doch steet über das“, so Schlitte weiter, „auch zu des Grossfürsten alls kriegsherrns genedigisten gefallen, etwan aus den Reüssen auch zu kriegsreten darzue verordnen“;⁴⁹ die Rechte dieser russischen „Kriegsräte“ in einem deutschen Regiment wurden aber nicht spezifiziert.

Das Regiment sollte in zehn Fähnlein unterteilt werden. Jedem Hauptmann eines Fähnleins sollte ein Leutnant, ein Fähnrich, ein Feldweibel, ein Schreiber, ein Feldscher und ein Dolmetscher sowie zwei Reitknechte, zwei Trabanten, ein Bube und ein Koch zugeordnet werden.⁵⁰ Jedes Fähnlein sollte aus 500 Knechten bestehen. Weder an ihrer Bewaffnung noch an dem Lohn sollte gespart werden: Sie sollten nicht wie gemeine Knechte ausgestattet sein, nämlich allein mit einem Spieß und einem kurzen Schwert und vier Gulden Sold als ihre feste Besoldung bekommen, sondern in jedem Fähnlein sollten sich 200 „haggenschützen mit iren sturmhueten unnd zum tail pannzer“ sowie 200 Doppelsöldner befinden, die ein schweres Schwert und „all ire guete rüstung wegen bis an die knie“ hatten. Hinzu kamen

⁴⁷ Ebd., fol. 118r–120 v.

⁴⁸ Ebd., fol. 120 v.

⁴⁹ Ebd., fol. 122 v.

⁵⁰ Ebd., fol. 120v–121 v.

einige „adls personen und allt wol erfaren geüebt kriegsleuth“, die das Zweineinhalb- bis Fünffache des üblichen Solds bekommen sollten.⁵¹

Damit könnte man „recht geschaffen leuth, die in irer rüstung ain treffenlichs ansehen geben werden, bestellen“.⁵² Zur Musterung sollten nur diejenigen zugelassen werden, die „mit pannzer, ermlen unnd armzeug, ringkragen, rugken unnd kreps, unnd sturmhauben gerusst seindt“.⁵³ Eine solch gute und teure Rüstung diene einerseits dem Schutz der Söldner, andererseits entfalte sie gegenüber den Gegnern auch eine psychologische Wirkung: Für die Tataren sollte sie „gar erschreckenlich sein, [...] dann ir flitschen pfeil khünnden ob irem harnasch nichts schaffen“.⁵⁴ Die Dienstfristen der Knechte wurden nicht genau festgeschrieben. Die Söldner sollten schwören, „auf so lanng zeit, alls wir zu bedurffen, vermog irer bestellung unnd articklbrieff zudienen, doch uns vorbehalten, das wir zu ainer jeden zeit, wann es unns fur guet ansehen wirdt, im urlaub geben muegen.“⁵⁵ Die Dienstfrist sollte vom Tag der Musterung auf dem deutschen Boden an ein Jahr dauern; danach sollte der Zar berechtigt sein, sie zu verlängern oder die Knechte zu beurlauben.⁵⁶

Zusätzlich zu einem Regiment zu Fuß sollten 500 Reiter angeworben und von einem „obersten oder veldmarschalcks uber die raisigen“ angeführt werden. Zum Stab dieses Regimentsführers sollte ein Leutnant, ein Kaplan, ein Leibarzt, ein Wachtmeister, ein Stockmeister, ein Profos samt zwei Stockknechten, drei Dolmetscher, zwei Furiere, ein Koch, vier Trompeter, sechs Trabanten und zwei „starke buben“ gehören.⁵⁷ Des Weiteren sollte ein Rittmeister, der Gesinde (jeweils zwei Fähnriche, ein Schreiber und ein Koch) mitführen durfte, für jeweils 150 Reiter zuständig sein. Der Einsatz von Kürassieren, das

⁵¹ Ebd., fol. 121v–122r.

⁵² Ebd., fol. 122r.

⁵³ Ebd., fol. 139v.

⁵⁴ Ebd., fol. 166r.

⁵⁵ Ebd., fol. 139r.

⁵⁶ Ebd., fol. 115r–115v.

⁵⁷ Ebd., fol. 126r–126v.

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner?

heißt der schweren Kavallerie, wurde untersagt; stattdessen sollten die Reiter mit leichten Feuerwaffen („büchsen“) oder einem Speiß sowie einem Säbel oder Fausthammer ausgerüstet werden.⁵⁸ Gleichermaßen wollte

*„sein Großmechtigkheit, ainen obristen kriegs commissarien, auch aus dem Reich Teutscher Nation geboren, hallten unnd demselben an irer stat höchster verwalltung bevelchen [...] unnd demnach umb bericht ansinnen thut, was über dasselben unndhaltung jährlichen lauffen werde“.*⁵⁹

Weiter waren zwei voneinander unabhängige Kriegskommissare angedacht, die die Anwerbung des Regiments und dessen Aktivitäten während des Kriegszugs im Namen des Zaren kontrollieren sollten:

*„erstlich herausen im Teutschlanndt alles kriegsvolckh zu roß unnd fuß, so baldt mans annimbt auf dem mussterplatz, unnd darnach furohin am hirein ziehen unnd gar dinnen zu Moßgaw unnd Reußlandt, alle monat in beysein des oberstens unnd anderer zugeordneten müsstern, alle haubt unnd bevelchsleut besichtigen, alle pferdt unnd fueß khnecht von ainem zu dem annndern abzölen, einen jeden insonderhait der besölldung unnd seiner rüstung nach fleissig erwegen unnd alsdann, damit der Kaiser weder umb leuth noch gelt betrogen wird, sonnder den grossen kossten frucht barlich an rechtgeschafften kriegsleuth auffwenden, nachdem sy ainer jeden manlich, dapffer geschickht, oder wolgerüst befinden, im ain gebürliche besölldung helffen, schaffen unnd verordnen“.*⁶⁰

IV. Artikelbrief

Der von Schlitte verfasste Artikelbrief ist in vielerlei Hinsicht für das deutsche Militärrecht des 16. Jahrhunderts typisch und orientiert sich an den bereits erwähnten im Heiligen Römischen Reich

⁵⁸ Ebd., fol. 126v–127v.

⁵⁹ Ebd., fol. 51v.

⁶⁰ Ebd., fol. 138r.

verfassten Artikelbriefen⁶¹ sowie an den in den zeitgenössischen Militärkompendien zahlreich überlieferten gängigen Formularen solcher militärrechtlichen Dokumente.⁶² Auch die im Ausland im Solddienst stehenden Verbände der Landsknechte wurden mit solchen militärrechtlichen Schriften versorgt: Artikelbriefe auf Deutsch sind außerdem aus Spanien und den Niederlanden sowie später aus Schweden überliefert.⁶³

Der Artikelbrief würde, so Schlitte in der Instruktion für eine geplante Gesandtschaft nach Moskau, von einem künftigen Regimentsobersten unterschrieben.⁶⁴ Nach einer kurzen Einführung, die den Eid der Knechte beschrieb (Art. 1 u. 2), folgten die Regelungen der Besoldung und der Dienstfrist (Art. 3–7 u. 40), des Verhaltens der Knechte gegenüber der Zivilbevölkerung und ihrem Hab und Gut (Art. 8, 17–19, 29 u. 43), der Strafen für Gotteslästerung (Art. 9), des Sturmgeldes und der Beute (Art. 10–15), der Strafen für Verrat, Desertion, Meuterei (Art. 16, 17, 20–22 u. 39) und Betrug bei der Musterung (Art. 22–25) der Wacht (Art. 26–28), der Proviantlieferung und der Einquartierung (Art. 29–33), der Disziplin im Lager (Art. 34–38, 41, 42 u. 44) sowie ein formaler Abschluss (Art. 45).

Nur wenige Abschnitte der gesamten die Anwerbung und den Dienst regelnden Dokumente weisen auf die Besonderheit des russischen Militärdienstes für die deutschen Regimenter hin. Dem Einsatz von Dolmetschern, bzw. der ständigen Kommunikation der deutschen Söldner mit den russischen Befehlshabern und der russischen Bevölkerung schrieb Schlitte große Bedeutung zu. Insgesamt sah sein Plan

⁶¹ Die bedeutendsten Sammlungen des deutschen Militärrechts des späten 15.–16. Jahrhundert bitten nachwievor Beck, *Die ältesten Artikelsbriefe* (wie Anm. 2); von Frauenholz, *Entwicklungsgeschichte* (wie Anm. 2), Bd. 2.

⁶² Beispielsweise in Leonhard von Fronsperger, *Kriegßbuch* (wie Anm. 8), fol. XVv–XVIII.

⁶³ Vgl. eine kurze Übersicht bei Jähns, *Geschichte der Kriegswissenschaften* (wie Anm. 2), S. 766 f.; auch von Frauenholz, *Entwicklungsgeschichte* (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 388–425; Łopatecki, *Disciplina militaris* (wie Anm. 3), S. 10 f.

⁶⁴ Bay HStA KB AA, 4423, fol. 50v–51r.

17 Dolmetscher für die beiden Regimenter vor: ihr Sold lag zwischen 10 und 16 Gulden und war damit dem des Kaplans oder des Scharfrichters gleichgestellt.

Nicht nur der Glaube der Bevölkerung eines Landes, sondern auch deren „weltliche gebräuch“ bis zur Kleidung sollten geachtet und nicht verletzt werden (Art. 43). Dies ist wohl der Grund dafür, dass „ain furst oder furstmessiger“ für die Besetzung des Amtes eines Obersten gefordert wurde, was in einem deutschen Söldnerverband sonst nicht unbedingt nötig war.⁶⁵ Es wurde außerdem darauf hingewiesen, dass der Verzehr von Honig den Söldnern streng verboten war, da „sich vil knecht am hönig zu todt unnd krankh fressen, unnd dann diese lanndt da ir hinziehet, des honigs uberflissig vol seindt“ (Art. 44). Dieses Verbot war wohl einer Anmerkung über die Honigproduktion im Osteuropa in der kurzen Beschreibung des Moskauer Staates vom italienischen Geschichtsschreiber Paolo Giovio aus dem Jahre 1525, die Schlitte vermutlich kannte, zu verdanken.⁶⁶

Trotz dieser Anpassungen an die russischen Bedingungen wäre der Artikelbrief sowie die gesamte Bestallung in der von Schlitte formulierten Form in Moskau nur schwer akzeptabel gewesen. Die Möglichkeit, mit dem Souverän förmliche Verträge abzuschließen und von ihm beim Dienstantritt festgelegte Besoldung und spezifische Rechte einzufordern, war für die russische politische Kultur unüblich und war noch im 17. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Anwerbung ausländischer Söldner problematisch. Das für den Zaren symbolisch wichtige Recht, seine Gnade durch Schenkungen zu de-

⁶⁵ Zur sozialen Herkunft der Anführer der Landsknechte vgl. Reinhard Baumann, Die deutschen Condottieri: Kriegsunternehmertum zwischen eigenständigem Handeln und „staatlicher“ Bindung im 16. Jahrhundert, in: Stig Förster, Christian Jansen, Günther Kronenbitter (Hrsg.), Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn, u. a. 2010, S. 111–126.

⁶⁶ [Paolo Giovio], Pauli Iovii Novocomensis libellus de legatione Basilij magni principis Moschouiae ad Clementem VII. Pontificem Max., Rom 1527, S. 26. Zur Schrift von Giovio als einer möglichen Quelle für Schlitte vgl. Uebersberger, Österreich und Russland (wie Anm. 13), S. 295 f.

monstrieren, fand in Schlittes Plan nur eingeschränkt Anwendung: zum Beispiel sollte der Zar über die Anzahl der Pferde, die dem Obristen persönlich zur Verfügung stehen durften, entscheiden.⁶⁷

V. Finanzielle und logistische Probleme

Auch wenn man annimmt, dass es hinter Schlittes Anwerbungsprojekt tatsächlich einige Ideen des Zaren und seiner Räte gestanden haben könnten, erscheint das ganze Unternehmen aus militärhistorischer Sicht mehr als umstritten. Vor allem die Logistik hätte die Verbände vor diverse Probleme gestellt und ein Kriegszug hätte äußerst sorgfältig vorbereitet werden müssen. Die angeworbenen Knechte und Reiter sollten innerhalb des Heiligen Römischen Reichs gemustert werden und hätten auch dort auf den Artikelbrief schwören müssen.⁶⁸ Schlitte machte keine Angaben dazu, wie sie an die Grenzen Russlands gebracht werden sollten; seine Aktivitäten in Lübeck sowie früher in Goslar lassen aber keine Zweifel daran, dass ein solcher Transport von einer der Hansestädte über die Ostsee wohl nach Ivangorod erfolgen sollte. Veit Seng gab 1582 in seinem Schreiben an den Reichstag in Augsburg an, dass einige von Schlitte angeworbene Kriegersleute ihren Marsch zu Fuß über Preußen und Livland unternehmen sollten.⁶⁹ Schlitte selbst wollte auch einige Personen, in erster Linie aber wohl Fachleute, Handwerker und Ärzte und nicht unbedingt Söldner, in Livland persönlich anwerben und im Juli 1548 über die russische Grenze bringen.⁷⁰

Die Anwerbungs idee Schlittes fand jedoch keine unmittelbare Nachahmung: Für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts kann keine Präsenz deutscher Militärkontingente in russischen Diensten nachgewiesen werden. Erst Anfang der 1570er Jahre wurden solche Verbände erstmalig im Heer des Zaren aufgenommen, bestanden aber zu einem

⁶⁷ Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 119v.

⁶⁸ Ebd., fol. 138v.

⁶⁹ Polosin, *Iz istorii blokady* (wie Anm. 12), S. 258.

⁷⁰ Vgl. [Frötschner], „Delo Šlitta“ (wie Anm. 14), S. 136, Anm. 548.

großen Teil aus zunächst gefangen genommenen und später freiwillig in russischen Dienst tretenden Livländern, nicht aber aus Söldnern aus dem Reichsgebiet.⁷¹ Zu dieser Zeit war Iwan IV. in erster Linie an der europäischen, speziell an der deutschen schweren Kavallerie interessiert, da ihm solche Verbände in seinem eigenen Heer fehlten.⁷² Der Nachricht von Heinrich Staden, der einige Jahre am Hof des Zaren diente, zufolge gab es 1571 zwar einige deutsche Fußknechten sowie „büchseschützen“ in Moskau,⁷³ diese genossen jedoch im Vergleich zu den deutschen Reitern nur geringe Achtung.⁷⁴ Zu einer Massenwerbung ganzer Einheiten von Fußknechten kam es in Russland erst um die Wende zum 17. Jahrhundert, was ständige diplomatische Unterstützung von Schweden, Dänemark, den Hansestädten, England oder den Niederlanden erforderte.

Noch unwahrscheinlicher, auch aus logistischen Gründen, erscheint das von Schlitte angekündigte Versprechen des Zaren, im Kriegsfall 30.000 Reiter nach Ungarn zu schicken.⁷⁵ Wenn europäische Söldnerverbände seit dem Ende des 16. Jahrhundert regulär nach Russ-

⁷¹ Vgl. zuletzt Oleg V. Skobelkin, „Služilye nemzy“ v russkom vojske vtoroj poloviny 16 v: Puti na russkiju službu. Etničeskij sostav i čislennost'. Služba i učastie v boevyx dejstvijax, in: Istorija voennogo dela: Issledovanija i istočniki (2012). Spezial'nyj vypusk I: Russkaja armija v epoxu zarja Ivana IV Groznogo. Materialy naučnoj diskussii k 455-letiju načala Livonskoj vojny, Tl. 1, S. 69–103; Davies, Warfare (wie Anm. 4), S. 53.

⁷² Siehe exemplarische Quellenbelege dazu in Eduard Pabst (Hrsg.), Balthasar Rüssow, Livländische Chronik, Reval 1848, S. 186; Paul Juusten, Acta Legationis Moscoviticae per Paulum Juusten, Episcopum Aboensem, breviter comprehensa, 1569–1572, in: Beiträge zur Kenntnis Rußland und seiner Geschichte, Bd. 10, Tl. 1, Dorpat 1816, S. 146–184, hier S. 183; Viktor I. Buganov (Hrsg.), Dokumenty o sraženii pri Molodjax, in: Istoričeskij arxiv 4 (1959), S. 167–182, hier S. 171–173 u. 179.

⁷³ Fritz T. Epstein (Hrsg.), Heinrich von Staden, Aufzeichnungen über den Moskauer Staat: Nach der Handschrift des Preußischen Staatsarchiv in Hannover, Hamburg 1964, S. 147; siehe auch eine Erwähnung der 1572 im russischen Fußverbänden kämpfenden Deutschen in Dokumenty o sraženii pri Molodjax (wie Anm. 78), S. 176.

⁷⁴ Staden, Aufzeichnungen (wie Anm. 79), S. 105.

⁷⁵ Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 77r–78r.

land entsandt und dort erfolgreich eingesetzt wurden,⁷⁶ was rein theoretisch auch schon früher nicht gänzlich unmöglich war, stand dennoch ein Einsatz des russischen Militärs in Mitteleuropa als Gegenleistung stets außer Frage. Um nach Ungarn zu gelangen, hätten die russischen Reiter die Grenzen Polen-Litauens überqueren müssen, was ohne die Zustimmung der dortigen Regierung und Elite nicht möglich war.⁷⁷ Des Weiteren ist anzuzweifeln, dass die russische Kavallerie überhaupt imstande war, einen erfolgreichen Offensivkrieg gegen die osmanischen und krimtatarischen Truppen zu führen: Die im 16. Jahrhundert in den Konflikten in der Steppe gemachten Erfahrungen ließen wenig Raum für Optimismus.⁷⁸

Auch die von Schlitte angestrebte Finanzierung war mehr als umstritten. Der Sold sollte jeden Monat (30 Tage), nach Gelegenheit acht Tage vor oder nach Monatsende ausgezahlt werden (Art. 3–6). Die Höhe der Besoldung wurde anhand des Standardsolds der gemeinen Knechte, der im ganzen 16. Jahrhundert vier Gulden monatlich betrug,⁷⁹ berechnet. Da aber alle Knechte, wie bereits erwähnt,

⁷⁶ Zu späteren europäischen Söldnerverbänden im russischen Dienst vgl. William M. Reger, *In the Service of the Tsar: European Military Officers and the Reception of the Military Reform in Russia, 1654–1667*, PhD Dissertation, University of Illinois, Urbana Campaign 1997; Paul Dukes, *Scottish Soldiers in Muscovy*, in: *The Caledonian Phalanx: Scots in Russia*, Edinburgh 1987, S. 9–23. Oleg A. Nozdrin, *The Flordorf Project: Russia in the International Mercenary Market in the Early Seventeenth Century*, in: Brian J. Davies (Hrsg.), *Warfare in Eastern Europe, 1500–1800*, Leiden, Boston 2012, S. 109–118.

⁷⁷ Zum späteren Einsatz der irregulären Kavallerieeinheiten aus Polen-Litauen (*lisowczycy* und *Zaporoger Kosaken*) im Mitteleuropa während des Dreißigjährigen Krieges vgl. Hans-Jürgen Bömelburg, *Strukturen einer mobilen Gewaltgemeinschaft im östlichen Europa: Der polnisch-litauische Freireiterverband der „Lisowczycy“ von der Entstehung im Moskauer Reich bis zur gewaltsamen Auflösung durch den polnisch-litauischen Reichstag (1607–1626)*, in: Winfried Speitkamp (Hrsg.), *Gewaltgemeinschaften: Von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert*, Göttingen 2013, S. 185–208, insb. S. 193–198; George Gajecky, Oleksander Baran, *The Cossacks in the Thirty Years' War*, Bde. 1–2, Rom 1969–1983.

⁷⁸ Zur Kriegsführung in der Schwarzmeersteppe im 16. Jahrhundert vgl. Davies, *Warfare* (wie Anm. 4), S. 1–40.

⁷⁹ Zur Soldgröße im Heiligen Römischen Reich des 16. Jahrhunderts vgl. Jähns, *Geschichte der Kriegswissenschaften* (wie Anm. 2), S. 769 f.; Moeller, *Das Regiment* (wie Anm. 2), S. 76–80; Burschel, *Söldner* (wie Anm. 2), S. 165–206.

entweder als Doppelsöldner oder unter der Voraussetzung höherer Soldzahlungen angeworben werden sollten, erschien das Angebot äußerst attraktiv.⁸⁰ Darüber hinaus wagte Schlitte die Behauptung, dass der russische Zar die Rüstung der Fußknechte bezahlen wollte, was höchstens unüblich war und zusätzliche Kosten von 62.400 Gulden bedeutet hätte.⁸¹ Auch die von Schlitte vorgesehenen Bedingungen für die Befehlshaber waren großzügig: Einem Obersten sollten neben den für das 16. Jahrhundert üblichen 400 Gulden monatlichem Sold zusätzlich 100 Gulden „auf sein tafel (das ist das er ettwann vil personen speisen unnd gasst haben mues)“ zustehen.⁸² Auch sein Leutnant sollte im russischen Dienst anderthalbfache des Solds im Heiligen Römischen Reich erhalten.⁸³

Diese großzügigen Angebote sollten dem ganzen Unternehmen die nötige Zahl an Landsknechten sichern, hätten jedoch in irgendeiner Form finanziert werden müssen. Die Gesamtkosten für das Unternehmen, das heißt für die Anwerbung des deutschen Kriegsvolks und dessen Dienst in Russland, den Empfang des russischen *Ambassadors* und dessen Begleitung in Augsburg, die Organisation der Gesandtschaft nach Moskau und der Etablierung eines russischen Ritterordens wurden ursprünglich mit 1.042.262 Gulden pro Jahr veranschlagt. 862.000 Gulden davon waren allein zur Deckung der Kosten für die von Schlitte vorgeschlagenen militärischen Aktivitäten vorgesehen.⁸⁴ Später gelang die Verringerung dieser letzten Kosten auf bis zu 654.000 Gulden jährlich.⁸⁵ Um die benötigte Summe aufzubringen, schlug Schlitte dem Zaren vor, den bevorstehenden Krieg mit den Tataren und dem Osmanischen Reich mithilfe des Hauses

⁸⁰ Vgl. die Übersicht einiger vereinzelter Quellenangaben zur Soldgröße im Ostmitteleuropa und Ostseeraum während des Livländischen Krieges in Filjuškin, Izobretaja (wie Anm. 12), S. 721, Anm. 17. Zu der Lohnerhöhung und Kostenerstattung als möglichen Mitteln, die Attraktivität des Dienstes für die Landsknechte zu erhöhen, vgl. Moeller, *Das Regiment* (wie Anm. 2), S. 17 f.

⁸¹ Bay HStA KB AA, 4423, fol. 142r–142v.

⁸² Ebd., fol. 119r.

⁸³ Ebd., fol. 120r.

⁸⁴ Ebd., fol. 172r.

⁸⁵ Ebd., fol. 195r.

Fugger zu finanzieren.⁸⁶ Die Kreditgeschäfte mit den westlichen Mächten, geschweige denn mit privaten Kreditunternehmern, waren aber für Russland äußerst untypisch und eher unrealistisch.

VI. Anwerbung von Waffenspezialisten und Fachleuten

Viel billiger und einfacher war die Anwerbung von Waffenspezialisten und Fachleuten für den russischen Dienst. In seinem von Schlitte überbrachten Schreiben an den Kaiser habe der Zar „umb büchsenzüesser, pulvermacher, büchsenmeister, plattner, waffenschmidt, pannzermacher unnd dergleichen werbung zuthun bevolhen“⁸⁷ sowie sich nach den gängigen Dienstbedingungen eines Schanzmeisters erkundigt.⁸⁸ Eine der primären Aufgaben des deutschen Kriegsvolks zu Fuß hätte Schlittes Plan zufolge sein sollen, „stat unnd schlosser zu erobern durch den sturm, das sonst dienen im lannd nit gebräuchlicht ist.“⁸⁹ Feldschlachten waren jedoch keinesfalls ausgeschlossen. Im Gegenteil zu den Informationen über die Anwerbung der gemeinen Kriegsleute lässt sich dieses Vorhaben Schlittes anhand unabhängiger Quellen zumindest indirekt überprüfen. Schlitte berichtete über zwei deutsche Baumeister und Artilleristen ausführlich:

„Unnd wie nutzbar die Teütschen kriegsleüt den Kaisern in Reüssen ver-ganngrer zeit gewesen, ist in frischer gedechtnus, und nur an wenig püch-senmeistern wol schein, dem maister Niclaus von Speyer am Reinstrom, unnd Hanns Jordan aus dem Inthal, habend bei weilennd Eur Grosheerrn vatters Kaisers Basilij regierung, alls die zwen Tartarisch kunig gebrue-der Machmetgirej und Sappgirej,⁹⁰ die lannd unnd leüt Wolodimerien,⁹¹

⁸⁶ Ebd., fol. 162v–163v Vgl. auch [Frötschner], „Delo Šlitte“ (wie Anm. 14), S. 141 f.
⁸⁷ Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 69r.

⁸⁸ Ebd., fol. 52r.

⁸⁹ Ebd., fol. 165v.

⁹⁰ Gemeint werden der Khan von der Krim Mehmed Giray (1465–1523) und sein jüngerer Bruder der Khan von Kazan Sahib Giray (1501–1551). Zum Krieg zwischen Moskau und Kazan 1521 bis 1524 vgl. Davies, Warfare (wie Anm. 4), S. 14 f.

⁹¹ Wladimir.

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner?

*Nogarden in Niderlandd⁹² und Moßgaw uberzogen, das besst thon unnd erhalten, das es bei weitem nit so ubel zuegangen, alls sonnst schaden beschehen, wo es an sy gewesen were“.*⁹³

Damit gemeint war der Krieg zwischen dem Großfürstentum Moskau und dem Khanat von Kazan 1521 bis 1524. Über dieselben Meister berichtete auch der kaiserliche Gesandte am Hof des Großfürsten Wasilij III., Freiherr Sigismund von Herberstein.⁹⁴ Seine Beschreibung Russlands wurde 1549 veröffentlicht und es ist anzunehmen, dass Schlitte dieses Werk des kaiserlichen Diplomaten kannte, als er 1556 die vermeintliche Antwort des Zaren verfasste.⁹⁵

Interessante Angaben wurden auch von der Eroberung von Kazan überliefert:

*„So auch Eur Gros[mächtigkeit] ain veste stat oder schloß wider die veind alls zum exempel wider die Tartern, an dem wasser Volge pauen wellten, da man täglich fürchten müesst, sy die Tartern wurden herüber schwimmen, uber die pauleüt fallen, unnd sie erschlagen. Mecht man ainen sommer lanng das halb oder ganntz Regiment knecht, auch die pferdt, dabei im veld ligen unnd ettlich klain veldgeschütz an das gestatt des wassers richten lassen, die khonndend sich dann in freyem veld also vergraben und verschannzen, das inen hundert tausent Tartern khainen abbruch thun mügend“.*⁹⁶

Gemeint war wiederum eine weithin bekannte Episode: Während der erfolgreichen Belagerung von Kazan 1552 wurde die kleinere Festung Swijaschsk auf einer Insel mitten im Flussstrom der tatarischen

⁹² Nischni Nowgorod.

⁹³ Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 166v.

⁹⁴ Frank Kämpfer (Hrsg.), Sigismund von Herberstein, *Rerum Moscoviticarum Commentarii*: Synoptische Edition der lateinischen und der deutschen Fassung letzter Hand. Basel 1556 und Wien 1557, München 2007, S. 303 u. 308.

⁹⁵ Zur Frage, ob Schlitte die Schriften Herbersteins kennen konnte, vgl. Uebersberger, *Russland und Österreich* (wie Anm. 13), S. 296.

⁹⁶ Bay HStA KB ÄA, 4423, fol. 165v–166r.

schen Hauptstadt gegenüber erbaut; die deutschen Baumeister waren in diese Bauarbeiten eingebunden, was auch die russischen Quellen bestätigen.⁹⁷

VII. Fazit

Die von Schlitte verfassten Dokumente, die die Bestallung deutscher Söldner durch Russland beschreiben, erscheinen also nicht nur wegen der obskuren Umstände ihrer Entstehung, sondern an sich schon zwielichtig. Auch wenn hinter diesen Plänen der Wille des Zaren, ausländische Söldnerseinheiten in sein Heer zu integrieren, gestanden haben sollte, wären sie für die Regelung des russischen Dienstes deutscher Söldner schlecht geeignet werden. Die von Schlitte aufgestellte Kostenrechnung war bestenfalls eine für potenzielle Söldner und ihre Befehlshaber attraktive Werbung und hätte kaum realisiert werden können. Für den schwierigen Transport der Söldner nach Russland lieferte Schlitte keine Lösung: Ohne eine solche wäre das ganze Unternehmen nicht umsetzbar gewesen.

Die den deutschen Mustern nachempfundenen Bestallungs- und Artikelbriefe waren in ihrer Form für die russischen Verhältnisse rechtlich nicht realisierbar. Trotzdem müssen sie als der höchstwahrscheinlich erste Versuch, ein Militärrecht für die in russischen Diensten stehenden Streitkräfte aufzustellen, gewertet werden und sind schon allein aus diesem Grund für die historische Forschung von Interesse. Eine definitive Beurteilung über die Glaubwürdigkeit und Bedeutung der hier untersuchten Akten ist allerdings zweifelsohne von weiteren Forschungen zum „Unternehmen Schlitte“ und dessen tatsächlichen politischen und finanziellen Kontexten abhängig.

⁹⁷ Kazanskij letopisez, in: Polnoe Sobranie Russkix Letopisej, Bd. 19, Sankt-Petersburg 1903, S. 138–141.

Anhang

[114r] Aines oberstenns uber zehen fenndtlein Teutscher knecht in Reusslanndt zu fuern bestallungs brieff

[114v] [...]

[115r] Wir Johann von Gottes genaden Kaiser unnd herr aller Reussen bekennen, nachdem wir zu etlichen unsern furfolgenden kriegsachen ain anzahl teutsch kriegsvolckh zu fueß in unser dinst unnd besoldung anzunehmen enntschlossen seindt, das wir demnach dem N. von N. bevolhen haben, das er uns in unser dinst unnd besoldung zehen fenndlein guter auserlesner lanndsknecht, so an der zall ausserhalb der haubtleuth, fenndrich, leuttenambt und aller ambter 5000 personen sein sollen anzunehmen, zu bestellen unnd zuzufuehren. Auch zue uber berurte zehen fenndlen knecht die ganze zeit so lanng wie unser Teutsch kriegsvolckh behalten werden, zu unnsrem obristen furgenommen, bestellt unnd verordnet haben, unnd thun das hirmit in crafft dies briefs mit dem geding, also das wir jetzgedachten N. von N. unnsern obristen uber gemellte zehen fendlein knecht mitsambt seinen undergebenen gemainen haubtleuthen unnd kriegsvolckh in unnsere dinst unnd besoldung behalten, unnd solle derselb N. von N. unnsere obristen desgleichen auch anndere unnsere gemaine haubtleuth, fenndrich, bevelchhaber unnd gemaine knecht, so unnder seinem Regimentt sein werden, unns, so lang wie iren notdurfftig auf diese unnd hernach volgennde bestellung verner auch dienen, unnd ir je[115v] dem sein Besoldung von dem tag der ersten mussterung, so auf N. tag des Monats N. negstkunfftig zu N., geschehen unnd von stunden an, nachdem das Regimentt aufgericht wirdt, unnd die knecht geschworen haben, angeen solle, nach vermog unnd inhalt des stat und articulbriefs, so inen derhalben unsere kriegs commissarien unnd musterherrn zugebrauchen von unnsren wegen zustellen werden, ainen jeglichen monat zu 30 tagen unnd fur ain sold 4 fl. jetz zu 60 kr. gerechnet, oder derselben vermog in allerley guldiner oder silbiner münz so desselben ortts, da die bezahlung ge-

schiht, ganghafftig unnd landtsgebrechlich ist, ennrichet unnd bezalt werden, unnd obgemelter obrister unnd gedachte gemaine haubtleuth, fenndrich, bevelchhaber unnd ander kriegsvolckh, so under seinem regiment sein werden, sollen ir guet aussehen haben, auf unns oder wem wir das an unser stat bevelhen, getreu unnd gehorsam zu sein, unnd unnsrem gefallen willen und notdurfft nach, in allen unnd jeden unnsren kriegs unnd anderen sachen unnd handlungen zu wasser unnd lannd gegen allen ungläubligen volckhern, gar niemandt unnder denselben ausgenommen, noch hinder gesetzt, redlich unnd vleissig, wie frome unnd ehrliche kriegsleuth iren kriegsherrn zuthun schuldig seindt, [116r] unnd inen geburt zu dienen, unnd sich gutwillig brauchen lassen. Doch wider das heilig Romisch Reich, auch ainichen stanndt Teutscher Nation, darzue kainen potentaten noch fursten der gannzen Cristenhait sollen sie zuziehen nit schuldig sein, wie wir sie dann hirmit austruckenlich unnd gannz wol bedenchlich in waß dis gegenwurtigen briefs dessen erlassen, unnd sie weder samenntlich noch sonderlich wider kainen Cristen gar nit gebrauchen noch furen wollen. Unnd wann wir ir nit lannger notdurfftig seind, unnd inen urlaub geben, so sollen und wollen wir inen ain ganzen monat sold für den abzug raichen, bezalln und geben lassen. Unnd gebieten darauf allen und jeden haubtleuthen, fenndrichen, bevelchhabern unnd gemainen kriegsleuthen, so unnder des berurten N. von N. regiment seind, das sie jemals iren obristen in allen dingen, so er inen schaffen unnd bevelhen wirdt, gehorsam unnd unnderthenig seid. wie dann die kriegsleuth nach innhalt unnd vermog des articulbriefs zuthun schuldig unnd verphlicht sein. Unnd diesem allem nach, sagen wir zue unnd versprechen bey unnsren Kayserlichen wortten unnd glauben, alles das hier inn unnd in gemelltem stat unnd articul [116v] brief geschriben steet, unnd gemellt wirdt, sovil er unns berurt, stet vesst unnd unerbrochenlich zuhallten, unnd dem also nachzukhumen unnd zugeleben, alles getreulich unnd one angelisst, mit urkundt diß briefs.

[...]

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner?

[129r] Articulbrief, den die knecht dem Grosfürsten unnd irem obristen schwören sollen

[129v] [...]

[130r] Articulbrief

1. Anfencklich, so sollen der des Kaisers im Reussen grosmechtigkhait unserem allernedigisten herrn und auch derselben obristen unnd anderen von Irer Grosmechtigkeit verordn[eten] obrigkaiten schweren redlich zudienen, Iren schaden unnd nachtheil zuvermeiden, auch Iren nutz und frommen zufurdern, deßgleichen, haubtleuthen, fenndrichen, waiblern, so von gedachten obristen gesetzt werden, gehorsam sein, was sie nit auch schaffen unnd gebieten, das kriegsleuthen zuesteet, es sey edl oder unedl, clain oder groß hannß, desselbens alle widerred unnd auszug zuthun und kain meiterei machen sonder auch gebrauchen lassen, es sei zu oder von den veinden, auf wasser oder land, auf zug oder wachen, wie es sich dan begeben, bey tag oder nacht. wie es die notdurfft wuerdt unnd Irer grosmechtigkait gelegen unnd von noten sein wirdt. So aber ainer oder mer ungehorsam erschin, der oder dieselben sollen nach erkhanntnus des obristen gestraft werden, alls in nachgeschribnen articuln klerlichen begriffen steet.

2. Item solle sich auch ain jedes fendlein knecht samentlich oder sonderlich, wie es sich begeben wollten, was oder wie es die notdurfft ervordert, gebrauchen oder schikken lassen, es sey auf zug, wacht, besatzungen, nach erkantnus des obristen. Unnd ob [130v] sichs begeben, das ain haubtman mit den annderen haubtleuthen, fenndrichen, feldwaiblen unnd knechten zuthon schüeffen, das die notdurfft ervordert, das kriegsleuthen zu thun moglich ist, das inen gehorsam beschehe, gleich alls ob solches sein haubtman selber schüeff.

3. Item, ir sollet 30 tag für ainen monat zu dienen schuldig sein, wie dann der gebrauch ist, unnd solle ainem jeden auf ainen monat sold

4 fl. Reinisch zu 15 patzen oder 60 kreuzer in münz geben unnd geraicht werden.

4. Item, es solle alle monat 8 tag vor oder nach die bezahlung geschehen, doch ob das gelt sich verzug unnd nit gleich vor stund an da wer, sollt ir gedult tragen, nicht desto wenig eur wacht versehen unnd kain zug nit abschlagen, wie dann kriegsleuthen geburt.

5. Item, eur dinst geet an den N. tag des monats N.

6. Item, ob ainer oder mer geltt empfangen hatte, darunnder er zu dienen noch schuldig were, unnd daruber sonnder erlaubnus und pasporten der obristen hinwerken zug, wann oder wenn derselben ainer bewelten wurd, der oder die selben sollen am Leib gestrafft werden, unnd iren ehren beraubet sein.

7. Item, es solle auch kain knecht am anziehen aus der [131r] ordnung geen, one merkliche ursachen; ob aber ainer oder mer in solchem ungehorsam weren, sollen die haubtleuth, veldtwaibl unnd gemeine knecht, den oder dieselben, so nit in der ordnung beleiben, mit gewalt in die ordnung treiben.

8. Item, die kindtpetrin, schwangerfrauen, jungkhfrauen, allt leuth, junger kinder, priester unnd ander geistlich leuth, auch ob man im lager ligen wurd oder am zug thet, da kirchen weren, das sich als dann in der kirchen niemant nit legen, noch losieren solle, noch sonst aufbrechen unnd kirchen niemant enttunehrn, sonnder sy ehren schutzen unnd hanndt haben, wie es sich geburt, unnd in keinen weg belaidigen, auch Cristlich ordnung hallten, wie von alter heer, bey laibsstraff.

9. Item, es solle sich ain jeder massen Got unnd seine heiligen zulestern. Wie aber ainer oder mer Got und seine heiligen lestern wurden, die sollen am leib gestrafft werden.

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner?

10. Item, ob es sich begab, das durch die obristen des Kaisers grosmechtigkhait verornndten, ain schlacht oder sturm, an gemaurten schlossern, steten unnd fleckhen beschehe unnd mit gottes hilff erobert wurde, solle alls dann ainem jeden knecht, wie sie der monat ihres dinsts begreiff, [131v] aus unnd angeen, unnd solle auch die Kaiserlich grosmechtigkhait inen weiter nit schuldig sein, unnd ob es sich begeb, das auch das gelt nit glaich von stund an da were, unnd den feinden abbruch beschehen mecht, solle ir auch nach der that (nach zutruckhen) wie eur obrister mit euch gebet nachzuziehen, das kriegsleuthen zuthun moglich ist, entwidern, sonder wie zuvor kain zug den feinden zu abbruch nit abschlagen.

11. Item, ob sach were, das ir durch sein Grosmechtigkhait oder derselben obristen, bevelchhaber, fenndlin oder rottenweis in ain besatzung geschickt wurden, es wer in stat, schlossern, marckt oder fleckhen, wie es sich zue weig, unnd dieselben, so in unnsere besatzung weren oder legen, durch die feind ersuecht wurden, es were durch einen oder mer sturm, solle Inen der herr weiter nit dann ir besoldung zuraichen schuldig sein.

12. Item, ob statt, schlosser unnd annder besatzungen mit geding aufgenommen wurden, solle euer kainer mit gewalt in darein fallen oder blindern, auch darein nit geen oder stehen, auch nit weiters thun oder hanndlen one wissen und erlaubnus des obristen, oder wer des von seinenwegen bevelch hat, bei leib straff unnd die gehuldigten bei der sicherung und huldigung bleiben lassen.

[132r] 13. Item, wo man schlachten oder strumerobern thet, wie es wer, solle sich niemandt umb das guet nicht annemmen, noch plindern, es sey dann die walstat unnd platz zuvor erobert, sondern sie sollen in gueter ordnung beleiben, bei leibstraf.

14. Item, was ainer in schlachten, sturmen oder sonst den veinden abgeweit, soll ainem yeden nach kriegsrecht unnd ordnung fur aigen beleiben, sonder geschütz, pulfer unnd annders, so zuer halltung

der artellerey unnd desselben fleckhen gehort, damit solle der obrist veldthaubtman zu hanndlen haben, unnd wo vih oder proviandt von den feinden abgewunen wurde, der oder dieselben sollen solche proviandt unnd vied nit aus dem leger füern, sonnder umb ainen zinnlichen pfennug den knechten zu nutz lassen werden.

15. Item, ob ainer oder mer weren, die ain flucht machen im veldt, soll der negst in im stehen unnd schlagen. Unnd ob ainer der also ain flucht machet, darüber zu todt geschlagen würdt, solle sich niemands an ime verwürckhen, sonnder grossen dannkh verdiennt haben, ob aber ainer ennthiff, so solle dann derselbig den haubtleuthen angezaigt, unnd alls dann an seinem leib gestrafft werden.

[132v] 16. Item, ob ainer oder mer weren, die verretey oder andere bose stuckh triben, der oder dieselben sollen dem profosen angezaigt werden, unnd der profosß solle mit inen hanndlen nach erkanntnus und bevelch des obristen.

17. Item, es solle auch kainer kain lermen (dann es sey von noten) machen, bei leibstraff, unnd ob ain lerrmen würd, solle ain jeder auf den lermen platz, dahin er bescheid ist, lauffen, unnd kainer sonnder mercklich ursach in dem losament nit beleiben, bey leibstraff.

18. Item, es solle auch kainer one unnd sonder bevelch des obristen brandtschatzen, brennen, oder die leger anzünden, bei leibstraff.

19. Item, es solle auch kainer nit mülen oder mülwerkh sich unnders-teen, zuverderben, zuverstorn oder zuverprennen, bey der straff leibs unnd lebens.

20. Item, es solle auch gar kainer aus dem leger auf peütt oder anderstwo hingeen oder raisen sonnder seines haubtmans wissen und willen im anziehen, bei verliering des leibs.

Das erste russische Militärrecht für fremde Söldner?

21. Item, es solle auch kainer mit den feinden, es sey im leger oder im zug, noch in besatzungen sprach halten one bevelch unnd erlaubnuß des obristen, bei verliering des leibs.

[133r] 22. Item, es solle auch bei einem ayd kein gemain, sonnder wissen unnd willen des obristen gehalten werden. Welche aber solches ubertretten wurden, die sollen als mainaidig gehalten, unnd an leib und leben gestrafft werden.

23. Item, es solle auch kainer auf zwen haubtleuth schreiben oder zwai mal musstern lassen, unnd kainer auff des andern namen durchgehen, auch kainer den andern unwarhafftig versprechen. Welcher das thut, der solle am leib unnd leben gestrafft werden.

24. Item, es solle auch kainer dem andern kain wher oder harnisch auf den musterplatz nit darleihen, bei verliering leibs straff.

25. Item, es solle auch kain haubtman dem andern seine bestellte knecht, so von irem fenndlein stellen annehmen sonnder wissen unnd willen des andern haubtmanns.

26. Item, ob ainer auf die wacht beschaiden war unnd nit kam, der solle gestrafft werden nach des obristen erkanntnus, unnd ob ainer auf der wacht wer unnd darab gieng, der solle on alle genad an leib unnd leben gestrafft werden.

27. Item, es solle auch kainer kain wachter an seiner stat bestellen one seines haubtmans wissen und willen.

[133v] 28. Item, wann die wacht angefüert unnd besetzt wirdt, solle sich ain jeglicher des balgenns massen, dann wo einer oder mer begriffen wurden, die bei nachtlich, weil unnd besetzter wacht ain unflat anfeinngen oder palgen wurden, es wer in losamennten oder auf den strassen, noch vil und der auf den wachten, es sey bey tag oder

nacht, der oder dieselben so solches ubertretten, sollen an leib unnd leben gestrafft werden.

29. Item, dieweil der herr guete besoldung gibt, unnd so wol bezallt, auch allenthalb im lanndt wolfail ist, solle ain jeder sein würrh unnd annder, von denen er ettwas kaufft unnd nimbt, erhlich vermüegen unnd bezalen. Zu dem solle auch kainer in der fremden lanndt weder reichen noch armen, geistlichen noch weltlichen nichts weder wenig noch vil nehmen, auch sonnst nicht beleidigen noch ainiechen schaden zuefugen, weder an leib noch an gut, auch niemantdt nichts zerschlagen, enntgenntzen noch verderben, sonnder ganntz fridlich unnd unschedlich durchziehen, damit man an keinen passen verhindert werde, unnd dem lanndtvolckh ursach gebe, sich zusamen zurotten, unnd widerstundt zu thun, sonnderlich auf dem weg unnd in der gemeinen rechten lanndtstraß beleiben, neimantds darvon aussetzen, noch durch fruchtbar agger, wissen, kornfeldt, weingarten faren, reiten oder geen. Welcher solches [134r] ubertrit, der solle one alle genad und barmherzigkait an leib unnd leben gestrafft werden.

30. Item, wenn im feldt profiandt zugefürt würdet unnd inns leger der kombt, solle keiner der uberfallen oder angreifen, es sey dann zuvor geschetzt.

31. Item, es solle auch kainer fur das leger hinaus lauffen, die proviandt furzukauffen, sonnder solle sie auf freyem platz füern, unnd warten bis sie geschetzt würd, bei laibstraff.

32. Item, wo raisige unnd fuesknecht beieinander ligen wurden, sollen die knecht massen weichen, damit die geraisigen ire pferdt unnderbringen mogen unnd sich miteinander bleiben.

33. Item, es solle auch ain jeder, wie er von dem quarttirmeister, furrier oder rottmeister gelosiert wyrdtet, das orts bemögen lassen, unnd sich des freuntlich und guetwillig betragen.

34. Item, es solle sich niemandt retten, wo zwen oder mer miteinander schlagen, oder zertreigen, sollen die negsten darbey treulich frid nemmen, zum ersten, andern oder drittenmal. Welcher dann nit frid geben wolle, wer im alls dann darüber zu todt schlug, solle im damit ge[134v]rüesst haben. Aber welcher ainen uber gelobten frid schlagen, der solle an leib unnd leben gestrafft werden, one alle genad.

35. Item, es solle auch kainer stechen oder mit seiner wehr schiessen, bei leibstraff. Unnd ob ainer ainen allten neid zu dem andern hete, solle er denselben disen loblichen zug unnd krieg, so lanng der weret, im alweg meiden, und nit rechen, weder mit worten noch mit werckhen. Es beschehe dann mit recht, wo aber ainer oder mer das ubertretten unnd nit halten wurden, der oder dieselbe sollen am leib gestrafft werden.

36. Item, wo der profos oder seine knecht ainen oder mer, so ungehorsam werend unnd umb mißhanndlung annemen wollten, solle sie niemands daran verhindern oder wider sie rotten, noch sich deren annemmen, sonnder sie darbey hanndt haben. Unnd wo ainer oder mer den profosen oder seine knecht verhindern wurd, das der mißhändler dardurch hinweckhken, solle derselb allermassen wie der mißhändler gestrafft werden.

37. Item, es solle sich auch ain jeder des zuethrunkhens massen, dann wo ainer in volen weis von den veinden geschlagen wurd, oder ainem in derselben volen weis geschlagen oder sonnst was gehandelt, der soll eben alls wer er mechter gewesen, gestrafft werden.

[135r] 38. Item, es solle auch kainer dem andern auf dem spil aufschlagen noch porgen, oder weiter dann er par gelt hat mit dem andern spillen. Wo aber ainer oder mer dem andern auf die kreiden oder porg vil oder wenig abgewunen, soll ime der annder gar nichts zugethen schuldig sein.

39. Item, ob ainer oder mer aus dem leger one pasporten ziehen wurden, denen solle man nehmen, was sie haben, und sollen darzue von dem obristen gestrafft werden.

40. Item, ir solle der Kaiserlichen grosmechtigkait N. jarlanng schworen. Unnd wann dieselb zeit verschinen unnd auch sein grosmechtigkait weiter bedarff, sollt ir gleicher massen wie jetzt zuthun schuldig sein. Unnd wann sein grosmechtigkait one zue dienen nit lannger bedarff, unnd dem hauffen urlaub geben wirdt, solle euch ain monat sold fur eurn abzug geraicht unnd bezallt werden. Es were dann sach, das man auch so weit in das lanndt hinein füren, das man auch uber ain oder mer hundert mail verlauben wurd. Allsdann solle euch je fur hundert mail ain monat sold zu abzug einntreicht unnd erlegt werden.

41. Item solle auch kainer dem annder seine jungen oder diener one irer herrn wissen und willen nit abstellen oder abwingen.

[135v] 42. Item, es solle auch ain jeder den nachrichter bei den gemainen kriegsfreihaiten beleiben lassen, welcher das nit thut, solle an leib und leben gestrafft werden.

43. Item, so ir in hogstgedachts Kaisers in Reüssen landt khommen, sollen ir desselben lanndts religion, glauben, kirchen gebräuch, sonnderlich ire maß, auch ire weltliche gebräuch, weder klaid, wandel, wesen, thun noch lassen, nicht verachten, noch inen kainerlaj weis noch weg verspotten, bei verlierung leibs unnd lebens.

44. Item, demnach meniglich bewisst, das sich vil knecht am hönig zu todt unnd krannkh fressen, unnd dann diese lanndt, da ir hinziehet, des honigs uberflissig vol seindt, solle sich meniglich darinn vorschaden zuverhuetten wissen, unnd sonnderlich bei leibstraff kainen imben muetwilliger weis verderben.

45. Item letztlich, wo ainer oder mer weren, die diese vorgeschriben articul nit hallten wurden, solle der oder dieselben peinlich alls mainaidig gestrafft werden, nach des obristen erkanntnus. Unnd wo etwas in vorgemellten articuln vergessen unnd nit gemeldt wer worden, das den kriegsleuthen zuesteen zuhallten, solle alle mißhandlung zu dem obristen steen unnd gestrafft werden, unnd alle die [136r] knecht, so in disem regiment seindt, bei dem hauffen in das Reissischen Kaisers mechtigkhait dinst, unnd bei dem schworen verlieffen unnd angezaiget articul alda nit vernommen heten, die sollen solchen ayd unnd pflicht auch schuldig sein zuhallten, alls weren sie persönlich bei den schweren gewesen.

Zoltán Péter Bagi

Westeuropäische Reitertruppen auf ungarischen Kriegsschauplätzen. Truppengattungen, Organisation und Rekrutierung in der Zeit des langen Türkenkriegs

I. Einleitung

Zwischen 1593 und 1606 verschärften sich die Konflikte zwischen dem christlichen Europa und dem Osmanischen Reich. Im Kampf gegen den „Erzfeind des Christentums“ erhielt die Habsburger Monarchie bedeutende militärische und finanzielle Unterstützung vom Königreich Spanien, von den Ständen des Alten Reichs und dem Heiligen Stuhl. Dazu kommt, dass Kosaken, schottische, englische und serbische Soldaten sich an der langen Türkenkrieg beteiligt haben. Neben diesen kämpfte zu dieser Zeit auf den ungarischen Kriegsschauplätzen unter der Fahne von Rudolf II. eine bedeutende Anzahl an gekauften Fuß- und Reitertruppen aus Deutschland, Italien, Frankreich und Niederlanden. Im Folgenden werden die Truppengattung, Bewaffnung und Rekrutierung dieser Reiterei vorgestellt.

II. Entstehung und Kampfarmt der verschiedenen berittenen Söldnertruppen

Zur Frage der Entstehung der *Deutschen* oder „Schwarzen“ Ritter finden sich in der deutschen militärgeschichtlichen Fachliteratur unterschiedliche Erklärungen. Laut Alphons von Wrede – einem der bedeutendsten Militärhistoriker des 19. Jahrhunderts – wurde diese spezifische Form der frühneuzeitlichen Reiterei durch das Patent von Maximilian I. vom 28. Mai 1498 gegründet, als er die Aufstellung von 100 voll „bewappneten *Kyrissern*“ anordnete, um sich vom Adel unabhängig zu machen. Die Bezeichnung verschwand jedoch bereits am Anfang des 16. Jahrhunderts. Abgelöst wurde sie vom Begriff des *deutsch gerüsteten Reiters*. Doch wurden die von Adolf von

Schwarzenberg 1596 auf den ungarischen Kampfplatz geführten, nach niederländischem und französischem Muster gerüsteten ‚deutschen Reiter‘ erneut Kyrisser genannt. Laut von Wrede unterschieden sich die Kyrisser und die deutschen Reiter in der Zeit des Langen Türkenkriegs lediglich durch ihre Bezeichnung.¹ Die Aussage des Autors aus dem 19. Jahrhundert übernahmen später – kritiklos – auch Walter Hummelberger und Thomas Barker.²

Von Wrede unterschied jedoch zwischen den Deutschen und „Schwarzen“ Reitern, und letztere wurde als leichte Reiterei betrachtet. Die Anordnung von Maximilian I. rief diese Reiter-Gattung, die im Kampf den Kyrissern zugeordnet wurde, ins Leben.³ Während die Bedeutung der leichteren Reiter in der Mitte des 16. Jahrhunderts stieg, waren sie laut von Wrede aus der kaiserlich-königlichen Armee 1596 verschwunden.⁴

Max Jähns schreibt dazu in seinem 1880 erschienenen Handbuch, dass aus den gemischten Reiterstandarten im Zeitalter Karl V. – die aus 60 schweren Lanzierern, 120 Kyrissern und 60 Arkebusierreitern bestand – die deutsche Reiterei in der Zeit des Schmalkaldischen Kriegs als neue Truppengattung hervorging. Diese leichtere Reiterei bildete den Übergang zwischen der schweren Reiterei und den berittenen Schützen.⁵

¹ Alphons von Wrede, *Geschichte der K. und K. Wehrmacht*, Bd. 3, Wien 1901, S. 3–5.

² Walter Hummelberger, *Der dreissigjährige Krieg und die Entstehung des kaiserlichen Heeres*, in: Herbert St. Furlinger (Hrsg.), *Unser Heer, 300 Jahre österreichisches Soldatentum in Krieg und Frieden*, Wien, München, Zürich 1963, S. 7–49, 25–26; Thomas Barker, *Doppeladler und Halbmond. Entscheidungsjahr 1683*, Graz, u. a. 1982, S. 173.

³ Vgl. *Quellen Zur Geschichte Maximilians I. Und seiner Zeit*, Wrede, *Geschichte der K. und K. Wehrmacht* (wie Anm. 1), S. 6.

⁴ Ebd.

⁵ Max Jähns, *Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance*, Bd. 2, Leipzig 1880, S. 1216 f.

Jähns Eingrenzung wurde auch von Hans Delbrück übernommen. Er sah die in den französischen Glaubenskriegen kämpfenden deutschen Reiter als „Nachfahren“ der bereits im Schmalkaldischen Krieg eingesetzten „Schwarzen“ Reiter an – die ihre Bezeichnung von der Farbe ihrer Rüstung ableiteten, die zwecks Reduzierung der Herstellungskosten mit schwarzer Schmiere überzogen war. Diese seien jedoch – entgegen der Aussage von Wredes – nicht identisch mit den im Zeitraum des Langen Türkenkriegs auf ungarischen Kampfplätzen eingesetzten Kyrissern.⁶ Die letztere Behauptung wird von den in den Kriegsarchiven erhaltenen, für die Reiterei ausgestellten *Bestellungen* gestützt. Mithilfe dieser Dokumente lässt sich belegen, dass während der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert in den vom Hofkriegsrat ausgehenden Akten die deutschen Reiter eindeutig von den Kyrissern abgegrenzt und unterschieden wurden, da letztere der leichten Reiterei zuzuordnen sind.⁷

Die Kampfarm der Deutschen oder „Schwarzen“ Reiter, die sogenannte *Caracolla*, basierte auf der Ausnutzung der Feuerkraft der Radschlosspistole: Die Soldaten ritten reihenweise vor, gaben aus ihren Pistolen eine Feuerreihe ab, um sich danach erneut hinter der letzten Reihe der Einheit aufzustellen. Ihre Hauptwaffen bestanden aus einem Schwert, sowie zwei bis drei, manchmal auch fünf bis sechs Pistolen. Ihre Verteidigungsrüstung setzte sich aus Helm, Schulter-, Hals-, Rücken- und Brustpanzer sowie Panzerhandschuhen zusam-

⁶ Hans Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte*, Viertel Teil, Neuzeit, Berlin 1920, S. 144 f.

⁷ Fritz Redlich, *The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History*, Wiesbaden 1964, S. 43; Theodor Fuchs, *Geschichte des europäischen Kriegswesens*, Bd. 1, Wien 1972, S. 222 f.; József Kelenik, *A kézi lőfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában. A császári-királyi hadsereg fegyverzetének jellege Magyarországon a tizenöt éves háború éveiben* [Die Bedeutung der Handfeuerwaffen in der Entfaltung der Revolution des Heerwesens. Die Eigenart der Bewaffnung der kaiserlichen-königlichen Armee in Ungarn in den Jahren des fünfzehnjährigen Krieges], in: *Hadtörténelmi Közlemények* [Militärhistorische Mitteilungen] 104 (1991/3), S. 80–122, hier S. 107; Zoltán Péter Bagi, *A császári hadseregben szolgáló nyugati zsoldos lovasság szervezete és változásai a tizenöt éves háború időszakában*, in: *Hadtörténelmi Közlemények* 121 (2008/2) S. 355–403, hier S. 357.

men. Dank ihrer Feuerkraft konnte die aus Adelskreisen rekrutierte Reiterei auf den Kampfplätzen der französischen Religionskriege beachtliche Erfolge gegen die Lanzierer sowie gegen die der Verwendung der Feuerwaffe abgeneigte französische Reiterei verbuchen. Andererseits musste zugunsten der Ausnutzung der Feuerkraft jedoch auf schnelle, schwungvolle Angriffe verzichtet werden.⁸

Eine andere Reiter-Gattung in der Zeit des langen Türkenkriegs waren die *berittenen Schützen* oder *Arkebusierreiter*. Sie tauchten im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts auf den Schauplätzen auf,⁹ und bereits in den 1560er Jahren haben sie erwiesenermaßen an den Kämpfen gegen die Osmanen in Ungarn teilgenommen. Ihre Bezeichnung erhielten sie durch den Namen ihrer Hauptwaffe, des leichten Rad-schlossgewehrs, der Arkebuse. Zwecks Steigerung ihrer Feuerkraft hatten sie am Sattelziesel mehrere Pistolen angebracht, während der Körperschutz durch einen offenen Helm, Schulter-, Hals-, Rücken- und Brustpanzer sowie Panzerhandschuhe gewährleistet wurde. Ihre schnelle Verbreitung zum Ende des 16. Jahrhunderts ist durch ihre Feuerkraft und ihre vielseitige Einsetzbarkeit zu erklären, denn sie konnten sowohl als Vor- als auch als Nachhut, als Späher und Wachen, sowie als Streifer und in großen Schlachten in gleicher Weise erfolgreich eingesetzt werden. Aufgrund ihrer Kampfweise erschien ihr Einsatz gegen langsame oder in Formationen vorrückende Fußtruppen besonders effektiv.¹⁰ Die Relevanz ihrer Teilnahme im Kampf gegen die Osmanen kann nicht besser belegt werden, als dadurch dass Lazarus von Schwendi,¹¹ der in seinen Memoiren von 1576 eine be-

⁸ Kelenik, A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában (wie Anm. 7), S. 107–109.

⁹ Fuchs, Geschichte des europäischen Kriegswesens (wie Anm. 7), S. 221 f.

¹⁰ Wrede, Geschichte der K. und K. Wehrmacht (wie Anm. 1), S. XXX.; Kelenik, A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában (wie Anm. 7), S. 100–106.

¹¹ Wilhelm Janko, Lazarus Freiherr von Schwendi oberster Feldhauptmann und Rath Kaiser Maximilian's II., Wien 1871; Géza Pálffy, Un penseur militaire alsacien dans la Hongrie au XVIe siècle Lazare baron von Schwendi (1522–1583), in: La Pensée Militaire Hongroise. Sous la direction de Hervé Coutau-Bégarie – Ferenc Tóth, Paris 2011, S. 41–59.

deutendere Rolle für sie fordert¹² und im Winter 1595 die in Wien verbliebenen Hofkammerräte für sie eine Besoldung nahelegten, die in etwa der der deutschen Reiter gleichkam.¹³

Die *Kyrisser* oder *gepanzerten Reiter*, die Soldaten mit der schwersten Bewaffnung im 16. Jahrhundert, kann man wahrscheinlich als die „Nachfahren“ der schweren Lanzenreiterei des Rittertums betrachten. Die Kyrisser hatten bis zu den 1590er Jahren ihre Hauptwaffe, die Lanze, völlig aufgegeben. Am Ende des 16. Jahrhunderts bestand ihre Bewaffnung aus zwei Pistolen, einem schweren Schwert sowie aus ihrer schweren Rüstung, dem Kürass. Dass diese Reitergattung mit ihren Lanzen nicht ganz von den Kriegsschauplätzen verschwand lag am zunehmenden Bedarf an einer Reiterei mit großer Stoßkraft in der Mitte des 16. Jahrhunderts, die im Vergleich zu den *deutschen Reitern* oder *berittenen Schützen* im Nahkampf einen größeren Schutz bot.¹⁴ Als Beispiel kann man hierfür die Schlacht bei Mezökeresztes vom 26. Oktober 1596 nennen, in der die christlichen Befehlshaber in der Mitte der ersten Reihe der Kampfformation einen kräftigen Reiterkeil bildeten, in den auch 500 westfälische Kyrisser eingegliedert wurden.¹⁵ Deren Erscheinungszeitpunkt auf ungarischen Schauplätzen wurde sowohl in der deutschen als auch in der ungarischen Fachliteratur – fälschlicherweise – das Jahr 1596 angegeben.¹⁶ Tat-

¹² István Geöcze, Hadi tanácskozások az 1577-ik évben [Die große militärische Konferenz vom Jahre 1577], Hadtörténelmi Közlemények [Militärhistorische Mitteilungen] 7 (1894), S. 502–537, 647–673, hier S. 528; Kelenik, A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában (wie Anm. 7), S. 101; József Kelenik, Lazarus von Schwendi emlékiratai a török elleni védelmi rendszer magyarországi kiépítéséről (1576) [Memoiren von Lazarus von Schwendi über den Ausbau des ungarischen Defensionssystems gegen die Türken], in: Századok 139 (2005/4), S. 969–1009, hier S. 985.

¹³ Österreichisches Staatsarchiv (=ÖStA) Kriegsarchiv (=KA) Alte Feldakten (=AFA) 1595/2/ad 1 b.

¹⁴ Kelenik, A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában (wie Anm. 7), S. 111.

¹⁵ József Kelenik, A mezökeresztesi csata (1596. október 26.) [Die Schlacht Mezökeresztes (26. Oktober 1596)], in: Róbert Hermann (Hrsg.), Fegyvert s vitézt. A magyar hadtörténet nagy csatái, Budapest 2003, S. 111–130, hier S. 121.

¹⁶ Wrede, Geschichte der K. und K. Wehrmacht (wie Anm. 1), S. 5; Kelenik, A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában (wie Anm. 7), S. 111.

sächlich jedoch hatten bereits ein Jahr zuvor 1000 wallonische Kyrisser unter der Führung von Adolf von Schwarzenberg an der Belagerung Esztergoms teilgenommen.¹⁷ Um nebenbei anzumerken, kam zu dieser Zeit eine ähnlich große Anzahl an wallonischen berittenen Schützen auf den ungarischen Kriegsschauplatz.¹⁸ Für die gemeinsame Unterstellung der beiden Truppenarten (Kyrassier- und Archibussierreiter) unter die Führung eines Obristen gibt es auch zu späteren Zeitpunkten des Krieges Beispiele. Im Februar 1600 bat Philipp Graf zu Solms für seine seit August 1598 dienenden Kyrissern, dass sie mit wallonischen berittenen Schützen zusammengeführt werden. Die so entstandene Einheit wurde jedoch bereits im November desselben Jahres wieder aufgelöst.¹⁹ Ein Jahr später, im April 1601, erhielt Philippe-Emmanuel de Lorraine, Herzog von Mercoeur, den Auftrag, seine fünf Kompanien berittener Schützen und zwei Kompanien Kyrisser mit weiteren drei Kompanien französischer und lothringischer Kyrisser zu ergänzen.²⁰ Und zwei Jahre später beauftragte der Hofkriegsrat Philipp Otto Graf zu Salm mit der Aufstellung einer aus 800 Kyrissern und 600 berittenen Schützen bestehenden Einheit.²¹

Auch im Hinblick auf Entstehung und Formierung der Truppenart der *Dragoner* ist die militärwissenschaftliche Literatur – ähnlich wie

¹⁷ Haus-, Hof- und Staatsarchiv (=HHStA) Hungarica (=H) Allgemeine Akten (=AA) 1595 Diarium Bellicum N(icolaus) G(ablmann) Fasc. 128. Fol. 318r, 320v–321r; Hyeronimus Augustinus Ortelius, Chronologia oder Historische Beschreibung aller Kriegsempörungen und Belagerungen in Ungarn auch in Siebenburgen von 1395, Nürnberg 1602, S. 75r–75v; Zoltán Péter Bagi, Az 1595-ben Esztergom ostromára rendelt császári hadsereg szervezete és felépítése [Die Organisierung und der Aufbau des kaiserlichen Heeres, dem 1595 der Ansturm auf Esztergom/Gran befohlen wurde], in: Hadtörténelmi Közlemények [Militärhistorische Mitteilungen] 113 (2001/2–3), S. 391–444, hier S. 397, 411–413.

¹⁸ HHStA H AA 1595 Diarium Bellicum N(icolaus) G(ablmann) Fasc. 128. Fol. 318r, 320v–321r; Ortelius, Chronologia oder Historische Beschreibung (wie Anm. 17), S. 75r–v; Bagi, Az 1595-ben Esztergom ostromára (wie Anm. 17), S. 397, 411–413.

¹⁹ ÖStA KA Hofkriegsrat – Wien (=HKR-Wien) Protokolle (=Pr.) Expedit (=Exp.) Bd. 204. Fol. 424r–v; Eugen Heischmann, Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich, Wien 1925, S. 253 f.

²⁰ ÖStA KA Bestellungen (=Best.) 684/1601.

²¹ ÖStA KA Best. 748/1603.

bei den Deutschen Reitern – nicht frei von Widersprüchen und Irrtümern. Für das erste Auftreten dieser Truppenart weiß man bestimmt, dass es sich im Krieg von Piemont zwischen 1550 und 1560 ereignet hat. Was jedoch ihre Funktion angeht, haben bereits die Zeitgenossen unterschiedliche, voneinander abweichende Meinungen vertreten. Einerseits wurden sie als eine leicht bewaffnete Truppe beschrieben, die fähig war, sowohl zu Pferd als auch zu Fuß in den Kampf zu ziehen. Andere wiederum behaupteten, dass sie bloß wegen der schnelleren Fortbewegung aufs Pferd gesetzt wurden, im Kampf jedoch nur als Infanterie fochten.²² Dieser Vorstellung gemäß hat einer der bedeutendsten Militärtheoretiker jener Epoche – Johann Jakobi von Wallhausen – diese Truppenart in seinem Werk *Kriegskunst zu Fuß* nicht der Reiterei zugeordnet.²³

Die moderne Militärgeschichte hat ausgehend von der Kampfweise der Dragoner letzteren Standpunkt akzeptiert.²⁴ Parallel dazu hat sich in den Arbeiten verschiedener Autoren die Vorstellung durchgesetzt, dass sowohl die berittenen Schützen als auch die Dragoner als Übergangsformen zwischen Infanterie und Kavallerie zu betrachten sind. Ihnen zufolge unterscheiden sich die beiden Truppenarten lediglich durch ihre Bezeichnung, ihre Bewaffnung und Kampfpraxis hingegen waren identisch.²⁵

Anhand der während des Langen Türkenkriegs zur Aufstellung der Dragonertruppen verfassten Bestallungsdokumente kann man eindeutig feststellen, dass der Hofkriegsrat die Soldaten dieser Truppengattung sowohl zu Fuß als auch zu Pferd einzusetzen gedachte. Zudem

²² Kelenik, *A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában* (wie Anm. 7), S. 113.

²³ Hermann Meynert, *Geschichte des Kriegswesens und der Heerverfassungen in Europa*, Bd. 2, Wien 1868, S. 302.

²⁴ Wrede, *Geschichte der K. und K. Wehrmacht* (wie Anm. 1), S. 8; Hummelberger, *Der dreissigjährige Krieg* (wie Anm. 2), S. 27; Barker, *Doppeladler und Halbmond* (wie Anm. 2), S. 173.

²⁵ Meynert, *Geschichte des Kriegswesens* (wie Anm. 23), S. 300 f.; Hummelberger, *Der dreissigjährige Krieg* (wie Anm. 2), S. 27; Barker, *Doppeladler und Halbmond* (wie Anm. 2), S. 173.

werden in einem auf den 29. Dezember 1602 datierten Dokument die vier aus je 100 Mann bestehenden Dragonerkompanien, obwohl sie aus dem aufgelösten wallonischen Infanterieregiment von Tilly rekrutiert werden sollten, unmissverständlich und konsequent als *Reiter* genannt. Der Hofkriegsrat hatte ihre Aufstellung mit dem Ziel befohlen, dass im Vergleich zu den deutschen berittenen Schützen eine schnellere, beweglichere und im Schussgefecht zu Fuß versiertere Einheit zustande käme. Diese Folgerung wird dadurch gestützt, dass in ihrer Bestallung kein Wort über ihre Rüstung erwähnt wird, folglich trugen sie lediglich einen leichten Brustpanzer.²⁶ Die vier Kompanien wurden von ihren Hauptmännern im Februar 1603 aufgestellt²⁷ und standen bis April 1605 im Dienst.²⁸ Einer ihrer Hauptmänner, Laurentio de Rame, hatte jedoch – bereits als Obrist – am 19. April 1605 den Auftrag erhalten, aus seinen abdankenden Soldaten eine neue Einheit zu organisieren und zu ihnen eine fünfte Kompanie, bestehend aus den in der Artillerie dienenden Wallonen, zu rekrutieren. Über die Entlassung der in den Dienst gestellten Soldaten ist im August 1605 die Entscheidung gefallen.²⁹ In der ausgestellten Bestallung werden die Soldaten der neu aufgestellten Einheit als berittene Schützen bezeichnet.³⁰ Es ist schwierig zu entscheiden, ob die 1602 rekrutierte wallonische Infanterie 1605 eine weitere Metamorphose durchmachte und Dragoner zu berittenen Schützen avancierten, oder ob im Dokument bezüglich *de Rames* Einheit ein Fehler aufgetreten ist und es keinen Wechsel der Truppenart gegeben hat. Meiner Ansicht nach ist letzteres der Fall, da einerseits im Juli 1605 *Gilberto de Santhilier* vom Hofkriegsrat beauftragt wurde, die zwischen den vier Dragonerkompanien de Rames entstandenen Streitigkeiten zu

²⁶ Kelenik, A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában (wie Anm. 7), S. 114.

²⁷ ÖStA KA HKR-Wien Pr. Exp. Bd. 210. Fol. 811v.

²⁸ ÖStA KA HKR-Wien Pr. Registratur (=Reg.) Bd. 214 Fol. 421v; Heischmann, Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich (wie Anm. 19), S. 257 f.

²⁹ ÖStA KA HKR-Wien Pr. Reg. Bd. 214 Fol. 421r; Heischmann, Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich (wie Anm. 19), S. 258.

³⁰ ÖStA KA Best. 808/1605; Heischmann, Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich (wie Anm. 19), S. 258.

Westeuropäische Reitertruppen auf ungarischen Kriegsschauplätzen

schlichten.³¹ Zugegebenermaßen, sechs Tage später wurden diese Einheiten im Protokoll desselben Regierungsorgans bereits als *Karabinier* bezeichnet.³² Andererseits wartete laut eines Anfang 1606 verfassten Dokuments eine damals noch nicht beurlaubte Dragonerkompanie (!) – die unter der Führung Tillys stand – in Kőszeg auf die Abrechnung ihres Solds.³³

In der letzten Phase des Langen Türkenkriegs kam es nicht selten vor, dass Infanteriesoldaten aus dem Westen durch hoheitlichen Befehl auf Pferde gesetzt wurden, um sie im weiteren Verlauf der Kämpfe auf diese Weise einzusetzen. In April 1604 empfahl *Alessandro Ridolfi*, aus den verbliebenen Soldaten des Infanterieregiments Strassoldos fünf Kompanien berittener Schützen zu organisieren. Im Juni erhielt er dann auch einen entsprechenden Auftrag.³⁴

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Behauptung von Wredes, Hummelbergers und Barkers, wonach die Truppenart der Dragoner erstmals 1623 im kaiserlich-königlichen Dienst stand, nicht zutreffend ist, da dieser Typ von Soldaten bereits zwischen Dezember 1602 und Frühjahr 1606 in der Armee Rudolfs II. gedient hatte.³⁵

III. Bestallung und Organisation

Während im Falle der Infanterie die Kriegsunternehmer dieselben Schrifttypen erhalten konnten, haben die Obristen der vier verschiedenen Kavalleriegattungen jeweils unterschiedliche Bestallungen zur

³¹ ÖStA KA HKR-Wien Pr. Reg. Bd. 214 Fol. 457v.

³² ÖStA KA HKR-Wien Pr. Reg. Bd. 214 Fol. 460r.

³³ Heischmann, *Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich* (wie Anm. 19), S. 258.

³⁴ ÖStA KA Best. 773/1604; Heischmann, *Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich* (wie Anm. 19), S. 251.

³⁵ Wrede, *Geschichte der K. und K. Wehrmacht* (wie Anm. 1), S. 8; Hummelberger, *Der dreissigjährige Krieg* (wie Anm. 2), S. 27; Barker, *Doppeladler und Halbmond* (wie Anm. 2), S. 173.

Hand genommen, die die Unterschiede weiter ausdifferenziert haben. Als Grundlage für die Rekrutierung der Reitereinheiten dienten dem Hofkriegsrat während des Langen Türkenkriegs zwei Schriftstücke. Für die *deutschen* oder *schwarzen Reiter*, die *Hoffahne*³⁶ sowie im Falle der in der zweiten Hälfte des Kriegs eingesetzten berittenen Schützen-truppen³⁷ wurde zum einen auf die von *Lazarus von Schwendi* erstellte und in der Reichsversammlung von Speyer im Jahre 1570 angenommene, im gesamten Reichsgebiet gültige, 111-seitige *Reiterbestallung* zurückgegriffen. Dieses Dokument fasste die *Bestallungsbriefe*, die sich auch auf die Rekrutierung der Infanterie bezog, die *Bestallungsnoten*, einige Punkte der Kapitulation, sowie die der Sicherung der Feldlagerordnung dienenden, dem gesellschaftlichen Prestige der Reiterei entsprechend überarbeiteten *Artikelbriefe* zusammen.³⁸

Zum anderen wurde den mit der Rekrutierung und Führung der Einheiten der berittenen Schützen, Kyrisser, Dragoner und Leibwachen (Hof- und Rehnfahnen)³⁹ beauftragten künftigen Obristen – unabhängig von ihrer Nationalität – eine gekürzte Fassung des oben benannten Dokuments ausgehändigt. Diese kann man „kurze Bestallung“, oder wie von den damaligen Zeitgenossen erwähnt, *Be-*

³⁶ ÖStA KA AFA 1595/12/5; ÖStA KA Best. 550/1597; ÖStA KA Best. 607/1598; ÖStA KA Best. 642/1599.

³⁷ ÖStA KA Best. 678/1601; ÖStA KA Best. 681/1601; ÖStA KA Best. 712/1602.

³⁸ Über die Abschiede des Reichstages von Speyer 1570: Johann Christian Lünig, *Corpus jvris militaris Des Heil. Röm. Reichs [...]*, Leipzig 1723, S. 58–68; Hermann Meynert, *Geschichte der K. K. österreichischen Armee, Ihrer Heranbildung und Organisation, so wie ihrer Schicksale, Thaten und Feldzüge von der frühesten bis auf die neuere Zeit, Geschichte des Kriegswesens und der Heeresverfassung in der Österreichischen Monarchie zur Zeit Kaiser Maximilian's I. und bis zum dreisigjährigen Kriege*, Wien 1854, S. 86–98; Janko, *Lazarus Freiherr von Schwendi* (wie Anm. 11), S. 172–193; Leopold Koller, *Studien zur Reichskriegsverfassung des Heiligen Römischen Reiches in der Neuzeit. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der philosophischen Fakultät der Universität Wien*, Wien 1990, S. 367 f.; Géza Pálffy, *Katonai igazságszolgáltatás a királyi Magyarországon a XVI–XVII. században* [Militärische Rechtspflege im „königlichen“ Ungarn im 16.–17. Jahrhundert], Győr 1995, S. 30 f.

³⁹ ÖStA KA Best. 602/1598; ÖStA KA Best. 638/1599; ÖStA KA Best. 783/1604; ÖStA KA Best. 720/1602; ÖStA KA Best. 740/1603; ÖStA KA Best. 770/1604.

*stallungsbrief*⁴⁰ nennen. Im Gegensatz zu den der Aufrechterhaltung der Disziplin dienenden, pedantisch detaillierten Regelungen der *Reiterbestellung*, enthielten die Schriftstücke, die für die weiteren Truppengattungen der Reiterei herausgegeben wurden, lediglich einen kurzen Verweis, dass sowohl der Beauftragte als auch seine Truppe anhand der Vorgaben des *Reiter Artikelbriefs* die Ordnung einzuhalten haben.⁴¹

Eine Ausnahme hierzu bildet das Auftragschreiben vom 17. Juni 1595 für Adolf von Schwarzenberg zur Rekrutierung von 20 Kompanien wallonischer Kyrisser und berittener Schützen, das strukturell und inhaltlich als eine umgeschriebene und aktualisierte Version der *Reiterbestellung* von Schwendis angesehen werden kann.⁴²

Beide Schriftstücke legten die Organisation der gegebenen Einheit, die Bewaffnung der Kampftruppen, die Länge der Dienstzeit (von drei Monaten), die Anzahl und den Sold der Offiziere und Reiter, die für sie vorgesehenen Vorschüsse, das in der Wartezeit während der Musterung für den Konsum vorgesehene *Nachtgeld*, die Ordnung der Truppenbeschau, sowie den Prozess der Abdankung und abschließenden Auszahlung der Soldaten fest. Darüber hinaus wurden die Beauftragten – ähnlich wie im für die Infanterie ausgestellten Bestallungsbrief – darauf hingewiesen, dass sie gemeinsam mit ihren Soldaten zur Befolgung der Befehle ihrer Vorgesetzten – der Kaiserlichen Hoheit, des Generals bzw. General Obrist-Feldmarschalls – und sofern erforderlich, auch nach Ablauf der dreimonatigen Dienstzeit, zu treuem, einwandfreiem Dienst verpflichtet seien.

⁴⁰ Gleiche Schriften (Bestallungsbriefe) sind auch bei der Aufnahme der Fußtruppen verwandt worden. Vgl. ÖStA KA Best. 464/1593; ÖStA KA Best. 477/1594; Bagi (wie Anm. 18), S. 398 f.

⁴¹ Vgl. ÖStA KA Best. 516/1596; ÖStA KA Best. 531/1597; ÖStA KA Best. 557/1597; ÖStA KA Best. 589/1598; ÖStA KA Best. 587/1598; ÖStA KA Best. 611/1598; ÖStA KA Best. 711/1602; ÖStA KA Best. 727/1602; ÖStA KA Best. 731/1602.

⁴² ÖStA Hoffinanz- und Hofkammerarchiv, Hofkammerarchiv (HKA) Gedenkbücher, Ungarische Reihe (GBU) 1595–1596 No. 407.139v–156v.

Die Dokumente beinhalteten auch Vorkehrungen zur Verhinderung finanziellen Missbrauchs, in dem sie die Anzahl der – gemäß der aus der Ritterzeit stammenden Tradition – *langen Reihe* der in den unterschiedlichen berittenen Truppengattungen Dienst tuenden Adligen bestimmten. In den Musterungsregistern wurden sowohl die Namen der Adligen als auch ihrer Begleiter aufgenommen. Dies war wichtig, weil jeder Adlige für seine mitgeführten Soldaten den Sold ausgezahlt bekam, wodurch Missbrauch ermöglicht wurde.⁴³

In der *Reiterbestallung* von 1570 waren das Gehalt des Obristen sowie die Zusammensetzung und die Höhe des Solds seines Stabs nicht enthalten. Der Hofkriegsrat gab sich Mühe, in einem Schriftstück von 1593 all dies nachzuholen, aber es scheint, dass dieser vereinheitlichende Dokumententyp sich im kaiserlich-königlichen Heer nicht durchsetzen konnte.⁴⁴ Dagegen benutzte man im fränkischen Gebiet diese *Bestallung*. In der in 1594 erstellten *Reiterbestallung*, die der Rekrutierung einer 1000 Mann starken Kavallerieeinheit diente, ist zwar die Zusammensetzung des Stabs, nicht jedoch das Gehalt des Obristen zu finden.⁴⁵ Wahrscheinlich weil zum Zeitpunkt der Ausstellung des Dokuments zwischen den Ständen des fränkischen Gebiets und der Führung des Bezirks – dem Obristen – noch über die Person des Befehlshabers der Einheit verhandelt wurde.⁴⁶ Ein Jahr später findet man in der für die mit der Führung einer gleich starken Reitertruppe des fränkischen Bezirks beauftragten Grafen von Ho-

⁴³ Vgl. ÖStA KA Best. 457/1593; ÖStA KA Best. 458/1593; ÖStA KA Best. 516/1596; ÖStA KA Best. 531/1597; ÖStA KA Best. 557/1597; ÖStA KA Best. 580/1598; ÖStA KA Best. 581/1598; ÖStA KA Best. 589/1598; ÖStA KA Best. 587/1598; ÖStA KA Best. 611/1598; ÖStA KA Best. 626/1599; ÖStA KA Best. 653/1600; ÖStA KA Best. 711/1602; ÖStA KA Best. 727/1602; ÖStA KA Best. 731/1602; Lünig, *Corpvs jvris militaris* (wie Anm. 38), S. 58–60; Janko, Lazarus Freiherr von Schwendi (wie Anm. 11), S. 172–176.

⁴⁴ ÖStA KA Best. 457/1593.

⁴⁵ ÖStA KA Best. 487/1594.

⁴⁶ HHStA Mainzer Erzkanzler Archiv (=MEA) Fränkische Kreisakten (=FK) Fasc. 4. Fol. 98r–103v; HHStA MEA FK Fasc. 4. Fol. 107r–111v; HHStA MEA FK Fasc. 4. Fol. 112r–115v.

henlohe ausgestellten Bestallung bereits die Summe der für diesen Posten vorgesehenen Gehälter.⁴⁷

In der Reiterbestallung wurden die monatlichen Provisionen der deutschen Reiter und der Obristen der berittenen Schützeneinheiten, die mit diesem Schriftstück in Dienst genommen wurden,⁴⁸ sowie deren unterstützenden Stäbe, nicht festgelegt. Hierzu wurde ein gesonderter Bestallungsvermerk ähnlich dem der Infanterie verfasst. Demnach durfte der Befehlshaber zu seinem unmittelbaren Dienst vier Trabanten engagieren. Bei seiner Abwesenheit musste sein Stellvertreter seine Aufgabe wahrnehmen, dem zwei Trabanten dienten. Zur alltäglichen Organisation der Einheit musste der Obrist einen *Quartiermeister*, der die Unterkünfte zuteilte, einen für den Schutz und die Ordnung des Quartiers verantwortlichen *Wachtmeister* und einen Verpflegungsmeister in Sold nehmen.⁴⁹ Sein Stab bestand zudem aus je einem Profos, Lagerprediger, *Wagenburgmeister*, – dessen Aufgabe die Positionierung und der Bau der dem Schutz des Lagers dienenden Wagenburg war –, Wundarzt, Lagerschreiber und einem *Rumormeister*. Außer den hier aufgezählten, gehörten zu den Stabsmitgliedern noch drei weitere Profosen, ein Gefängniswächter, ein Koch, ein Hörpauker, zwei Trompeter, ein Dolmetscher, drei Trabanten und ein Plattner. Das Dokument lässt, wie der Bestallungsvermerk für die Infanterieeinheiten erkennen, aus welchen Mitteln der Hof die Kosten der Aufrechterhaltung der Einheit zu decken gedachte. Die Kosten der durch Tettau⁵⁰ aufgestellten deutschen Reiter sollte der Heeresfinanzmeister aus den Zuschüssen bezahlen, die für den Kampf gegen die Türken bewilligt worden waren.⁵¹

⁴⁷ HHStA MEA FK Fasc. 5. Fol. 254v.

⁴⁸ ÖStA KA Best. 501/1596; ÖStA KA Best. 629/1599; ÖStA KA Best. 742/1603; ÖStA KA Best. 744/1603; ÖStA KA Best. 678/1601; ÖStA KA Best. 681/1601; ÖStA KA Best. 697/1601; ÖStA KA Best. 711/1602; ÖStA KA Best. 712/1602.

⁴⁹ Wilhelm Dilich, *Kriegsschule*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1689, S. 36.

⁵⁰ Heischmann, *Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich* (wie Anm. 19), S. 244 f.

⁵¹ ÖStA KA Best. 587/1598; Heischmann, *Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich* (wie Anm. 19), S. 244 f.

Demgegenüber wurden die Gehälter der Obristen, die mit der Bestallung und Führung der aus mehreren Kompanien bzw. Fahnen bestehenden Kyrissern und berittenen Schützen beauftragt waren, ebenso wie der Sold und die Zusammensetzung ihrer Stäbe nicht in einem gesonderten Bestallungsvermerk, sondern in einem *Bestallungsbrief* kenntlich gemacht.⁵² Dies war jedoch nicht in jedem Fall so. In dem für Simon von Lippe 1598 ausgestellten Dokument wurden weder die Besetzung des Postens des Beauftragten noch seine Bezahlung oder die Zusammensetzung und der Sold seines Stabs erwähnt.⁵³ Höchstwahrscheinlich haben die beiden Vertragsparteien dies in einem gesonderten Vermerk festgehalten.

Im Stab der Obristen kann man den Posten des Schultheißen, der über die Soldaten die richterliche Gewalt ausübte nicht finden. Die Militärrechtsprechung der Reiterei regelte das ebenfalls im 1570 als Anhang der *Reiterbestallung* erschienenen *Reiterrecht* in 18 Punkten. Der Oberbefehlshaber der Reiterei, der General Obrist-Feldmarschall, ernannte einen in Militärrecht geübten Adligen als seinen Vertreter, der für einen störungslosen Ablauf der Gerichtsverfahren sorgen sollte.⁵⁴

Die Struktur der beiden vom Hofkriegsrat zur Rekrutierung der Reiterei ausgestellten *Bestallungen*, war – von kleineren Abweichungen abgesehen – identisch. Inhaltlich kann man jedoch in der Organisation der zu rekrutierenden Truppen bedeutende Unterschiede erkennen, und das nicht nur hinsichtlich der Truppenarten, sondern auch in ihren Untereinheiten.

⁵² Vgl. ÖStA KA Best. 516/1596; ÖStA KA Best. 557/1596; ÖStA KA Best. 611/1598; ÖStA KA Best. 655/1600; ÖStA KA Best. 684/1601; ÖStA KA Best. 721/1602; ÖStA KA Best. 731/1602.

⁵³ ÖStA KA Best. 587/1598.

⁵⁴ HHStA MEA Reichsakten Fasc. 57. Fol. 85v–88v; Lünig, *Corpus jvris militaris* (wie Anm. 38), S. 69 f.; Janko, Lazarus Freiherr von Schwendi (wie Anm. 11), S. 196–198; Pálffy, *Katonai igazságszolgáltatás a királyi Magyarországon a XVI–XVII* (wie Anm. 38), S. 41 f.

Die Einheitlichkeit kann man in der Reiterbestellung, die in 1570 auf der Reichsversammlung von Speyer zur Rekrutierung der deutschen Reiter angenommen wurde, aufzeigen: Die meist 1000 Mann⁵⁵ starken Einheiten hat man, ähnlich wie bei der Infanterie, in Fahnen aufgeteilt. Das Dokument erwähnt nichts über die Zusammensetzung des Stabs des Obristen, es listet nur die Offiziere der Untereinheiten und ihre Gehälter auf. Demnach wurden neben dem mit der Führung der Fahne beauftragten Rittmeister, ein Vertreter, ein Fähnrich, sowie ein Kaplan oder Prediger, zwei Trompeter, ein Schreiber, ein Quartiermeister, ein Waffenschmied, ein Hufschmied, zwei Trabanten und ein Schirrmeister angestellt. Zwecks effizienter Führung der Truppe wurde pro 50 Reitern je ein Rottmeister an ihre Spitze gestellt.⁵⁶

Die Besetzung des letzten Postens und die Bezahlung des Rottmeisters war streng geregelt und von der Anzahl der ihnen zugeteilten Soldaten abhängig. Der Rittmeister sollte für einen gemusterten Soldaten seiner Fahne einen Rheinischen Gulden erhalten.⁵⁷ Die Summe des so errechneten Solds konnte jedoch je nach Einheit, aber auch innerhalb der Einheiten divergieren. Im Falle von vier Fahnen erhielten die Rittmeister ihre Gehälter nach je 250 Reitern.⁵⁸ Wenn aber die Anzahl der Untereinheiten nur drei betrug, konnte es vorkommen, dass diese in je 333 Soldaten eingeteilt wurden,⁵⁹ oder dass der Obrist 400 und seine beiden Rittmeister je 300 Soldaten anführten.⁶⁰

Die Bezahlung der Rottmeister konnte man ebenfalls aus der Anzahl der unter ihnen dienenden Soldaten errechnen, da ihnen für jeden

⁵⁵ Vgl. ÖStA KA Best. 457/1593; ÖStA KA Best. 458/1593; ÖStA KA Best. 460/1593; ÖStA KA Best. 502/1596; ÖStA KA Best. 580/1598; ÖStA KA Best. 581/1598; ÖStA KA Best. 626/1599; ÖStA KA Best. 653/1600.

⁵⁶ Dilich, *Kriegsschule* (wie Anm. 49), S. 38 f.; Meynert, *Geschichte der K. K. österreichischen Armee* (wie Anm. 38), S. 123 f.

⁵⁷ Lünig, *Corpus juris militaris* (wie Anm. 38), S. 59; Janko, *Lazarus Freiherr von Schwendi* (wie Anm. 11), S. 175.

⁵⁸ ÖStA KA Best. 457/1593.

⁵⁹ HHStA MEA FK Fasc.: 4., 116r–117r.

⁶⁰ ÖStA KA Best. 626/1599.

gemusterten Soldaten ein halber Gulden zustand, zusammengezählt kamen sie so auf je 25 Rheinische Gulden.⁶¹

Im Falle der deutschen berittenen Schützen kann man bereits in der ersten Hälfte des langen Türkenkriegs feststellen, dass die Organisationsformen der Einheiten, für deren Rekrutierung und Führung Militärunternehmern Bestallungsbriefe ausgestellt wurden ein äußerst abwechslungsreiches Bild abgaben.

Bei dieser Truppengattung vergab der Hofkriegsrat Aufträge zur Organisation sowohl von kleineren als auch von mehreren Hundert – oder gar 1000 – Mann starken Einheiten. Während der ersten Hälfte des langen Türkenkriegs hat man die berittenen Schützen, ähnlich wie die deutschen Reiter, in Fahnen organisiert. In einem Fall jedoch taucht bereits vor 1598 die Benennung einer neuen Untereinheit auf: In der für *Seifreid von Kollonich* am 20. Dezember 1596 ausgestellten Bestallung findet man als Organisationseinheit der 700 Mann starken deutschen berittenen Schützen die Benennungen Schwadron oder Kornett (*squadrigelie oder cornette*).⁶² Es ist schwierig zu entscheiden, ob es sich dabei um das frühe Auftauchen wallonisch-französischer Benennungsmuster handelt, oder der Verfasser des Dokuments selbst diese Begriffe nicht konsequent genutzt hat. Für mich ist die letztere Variante denkbar, da Kollonich in den darauffolgenden zwei Jahren mit der Organisation ähnlich großer Einheiten beauftragt wurde, aber in beiden Fällen stand in den Bestallungsbriefen wieder der Begriff der Fahne als Organisationseinheit.⁶³

Mit der Rekrutierung und Führung der Fahnen wurden – ähnlich wie bei der Infanterie – die *Hauptmänner* beauftragt.⁶⁴ Daneben taucht

⁶¹ Lünig, *Corpus juris militaris* (wie Anm. 38), S. 60; Janko, Lazarus Freiherr von Schwendi (wie Anm. 11), S. 176.

⁶² ÖStA KA Best. 516/1596.

⁶³ ÖStA KA Best. 557/1596; ÖStA KA Best. 611/1598.

⁶⁴ ÖStA KA Best. 451/1593; ÖStA KA Best. 455/1593; ÖStA KA Best. 465/1593; ÖStA KA Best. 498/1595.

auch der Posten des Rittmeisters auf, der viel größeres gesellschaftliches Prestige genoss und einen wesentlich höheren Sold erhielt. In der für Kollonich 1596, 1597 und Dezember 1598 ausgestellten *Bestellungen* gebührte den Anführern der Untereinheiten dieser Titel.⁶⁵

Die sonderbaren Verbindungen in der Begriffsverwendung für Ämter und Organisationseinheiten werden zudem dadurch verkompliziert, dass bei der Anzahl der Fahnen dieser Truppenart weit größere Abweichungen vorkommen, als bei jenen der Deutschen Reiter. Es geht nachweislich aus den Dokumenten hervor, dass Einheiten mit 100, 120, 125 und 200 Reitern⁶⁶ genauso vorkamen wie mit 400. Im letzteren Fall ist jedoch anzumerken, dass diese Untereinheiten unter der unmittelbaren Führung des Obristen standen.⁶⁷

Im Sold des kaiserlich-königlichen Heeres standen – neben den deutschen – auch wallonische, „niederländische“ und italienische Truppen. Im Gegensatz zu den deutschen berittenen Schützen wurden diese Söldner bereits in der ersten Hälfte des Langen Türkenkriegs in 100 Mann starke Kompanien eingeteilt, die von Kapitänen (Capitan) angeführt wurden.⁶⁸ Im Laufe des Kriegs hat der Hofkriegsrat insgesamt sechzehnmal den Auftrag zur Werbung bzw. Führung dieser Truppen erteilt, worunter in zehn Fällen der künftige Obrist zur Aufstellung einer Kompanie ermächtigt wurde. Zudem wurde sechs Kriegsunternehmern die Aufgabe der Rekrutierung und Führung von größeren Einheiten übertragen. Am 8. Mai 1597 wurden *Alphonso Montecuccoli*, *Germanico Strassoldo* und *Carlo Formentin* zu Kapitänen ernannt und erhielten den Auftrag je eine Einheit mit 200 berittenen Schützen aufzustellen, die in 2 Kompanien eingeteilt wurden.⁶⁹

⁶⁵ Vgl. ÖStA KA Best. 516/1596; ÖStA KA Best. 557/1596; ÖStA KA Best. 611/1598.

⁶⁶ ÖStA KA Best. 451/1593; ÖStA KA Best. 455/1593; ÖStA KA Best. 465/1593; ÖStA KA Best. 498/1595.

⁶⁷ ÖStA KA Best. 516/1596; ÖStA KA Best. 557/1596; ÖStA KA Best. 611/1598.

⁶⁸ ÖStA KA Best. 531/1597; ÖStA KA Best. 533a/1597; ÖStA KA Best. 561/1598; ÖStA KA Best. 745/1603.

⁶⁹ ÖStA KA Best. 530/1597; ÖStA KA Best. 533/1597.

Im März desselben Jahres hatte nämlich der Regent den Beschluss gefasst, 1000 wallonische Reiter in Dienst zu nehmen. Er vergab jedoch nicht den Auftrag zur Führung durch einen Obristen, sondern ließ Kompanien aufstellen.⁷⁰ Die 1602 in Dienst genommenen vier, je 100 Mann starken Kompanien wallonischer Dragoner wurden vom Hofkriegsrat nach Muster niederländischer, italienischer, wallonischer berittener Schützen organisiert.⁷¹

Nach Vorgabe des Hofkriegsrats wurden die von den Kriegsunternehmern rekrutierten Kyrisser meistens in 100 Mann starken Kompanien gegliedert,⁷² geführt von Kapitänen.⁷³ In einem Fall wich man jedoch von dieser Praxis ab. Nämlich am 10. August 1603, als Philipp Otto Graf zu Salm den Auftrag zur Aufstellung einer aus 800 Kyrissern und 600 berittenen Schützen bestehenden Einheit erhielt. Er musste die Soldaten aus der Gruppe der Braunschweiger Kyrisser rekrutieren, die er nach dem Tod von Mercoeur übernommen und auf 6 Kompanien ergänzt hatte, und die aus dem niedersächsischen Kreis stammend im Dienst des Hofes gestanden und in der Zwischenzeit bereits abgedankt hatten. Zur Führung der „neuen“ Kompanien sollte der Obrist – laut der Dokumentenverordnungen – *Rittmeister* verpflichtet. Er stellte *Plato von Hervensen* an die Spitze von 200 Kyrissern, während er die Führung von weiteren 100 Mann an *Johann von Boberßawt* übertrug.⁷⁴ Abweichend vom Kapitänstitel hat der Verfasser des Schriftstücks diese Bezeichnung gewählt, weil die Offiziere der Braunschweiger auch zu diesen Bedingungen in die Dienste des Reichskreises genommen wurden.⁷⁵

⁷⁰ Heischmann, Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich (wie Wie Anm. 19), S. 252.

⁷¹ ÖStA KA Best. 727/1602.

⁷² ÖStA KA Best. 767/1604.

⁷³ ÖStA KA Best. 589/1598; ÖStA KA Best. 587/1598; ÖStA KA Best. 655/1600; ÖStA KA Best. 684/1601; ÖStA KA Best. 731/1602. Ausgenommen: ÖStA KA Best. 767/1604.

⁷⁴ ÖStA KA Best. 748/1603.

⁷⁵ Heischmann, Die Anfänge des stehenden Heeres in Österreich (wie Anm. 19), S. 255 f.

Wie wir sehen konnten, können wir im Falle der Reiterei nicht einmal auf dem Papier von einheitlicher Bestattung sprechen, da die Obristen der Deutschen Reiter ein anderes Dokument ausgehändigt bekamen als die mit der Aufstellung und Führung der berittenen Schützen, Kyrissern und Dragonern Beauftragten. Des Weiteren zeigt sich auch innerhalb der Truppenarten bei der Organisation der deutschen, sowie wallonischen, französischen und italienischen Reiter ein stark abweichendes Bild.

IV. Wer ließ sich als Reiter rekrutieren?

Im Falle der Reiterei lässt sich der Fortbestand der mittelalterlichen Heeresorganisation am ehesten aufzeigen. In der *Reiterbestattung* der Deutschen oder „Schwarzen“ Reiter gab von Schwendi vor, dass die *Rittmeister* – soweit möglich – nur Adlige als Deutsche Reiter rekrutieren sollten, die über geübte Diener sowie geeignete Rüstung verfügten. Darin kann man den Fortbestand der mittelalterlichen „Lanze“ oder „Gleve“ erkennen. Die Werber mussten darauf achten, dass keine verdächtigen Personen unter den Soldaten waren, um auf diese Weise die Chance jedweder Meuterei zu verringern. Es war die Pflicht der in den Kampf ziehenden für die Mitglieder ihrer Gefolgschaft geeignete Kleidung bereitzustellen, die sowohl den Soldaten als auch seine Bewaffnung vor den Widrigkeiten der Witterung bewahrte, zudem musste man auch einen Diener mit einem guten Gewehr versehen.⁷⁶

Es konnte vorkommen, dass die unter der Fahne stehenden Reiter adliger Herkunft, Dienstleute des mit der Aufstellung der Einheit be-

⁷⁶

Janko, Lazarus Freiherr von Schwendi (wie Anm. 11), S. 173 u.177 f.; Redlich, *The German Military Enterpriser and his Work Force* (wie Anm. 7), S. 43; Antonio Liepold, *Wider den Erbfeind christlichen Glaubens. Die Rolle des niederen Adels in den Türkenkriegen des 16. Jahrhunderts*, Frankfurt/M., u. a. 1998, S. 96, 125; Richard Brzezinski, *Polish Winged Hussar 1576–1775*, Oxford 2006, passim.

auftragen Obristen waren. Darin kann man ebenso den Fortbestand der mittelalterlichen Heeresorganisation erkennen.⁷⁷

Die Kriegsunternehmer, die den Auftrag der Bestallung und Führung der berittenen Schützen und Kyrissern annahmen, mussten sich keinen strengen gesellschaftlichen Vorgaben wie bei den Deutschen Reitern stellen. Im ersteren Falle war die Adelsherkunft keine unerlässliche Bedingung,⁷⁸ nichtsdestotrotz konnten Adlige unter ihnen vorkommen. Russworm merkte in seinem Bericht von Juli 1603 an, dass sich unter den niederländischen berittenen Schützen von Solms viele angesehene, ordentliche Leute befänden, die, so der Kommissar weiter, den Regenten nicht nur bislang mit Respekt gedient hätten, sondern auch in Zukunft dienen würden.⁷⁹ Die mit der Rekrutierung der berittenen Schützen und Kyrissern Beauftragten wurden nur darauf hingewiesen, dass ihre Reiter erfahren und tapfer sein sollen.⁸⁰ Den in diesen beiden Truppenarten dienenden Adligen wurde zudem aufgetragen, ihre Waffen und die Bewaffnung ihrer mitgebrachten Reiter zu stellen.⁸¹ All dem zum Trotz bin ich im Falle der Kyrisser der Ansicht, dass die in dieser Truppenart Dienenden – ähnlich wie bei den Deutschen oder „Schwarzen“ Reitern – wesentlich aus dem Adel und zwar auch aus seinem wohlhabenderen Teil hervorgegangen sein mochten, da bereits im späten Mittelalter der Preis einer kompletten Bewaffnung den Jahreseinnahmen aus einem 30 Hektar großen Ackerfeld entsprach.⁸²

⁷⁷ Brage Bei der Wieden, Niederdeutsche Söldner vor dem Dreißigjährigen Krieg. Geistige und mentale Grenzen eines sozialen Raums, in: Bernhard R. Kroener, Ralf Prüve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn, u. a. 1996, S. 85–108, hier S. 98.

⁷⁸ Wrede, Geschichte der K. und K. Wehrmacht (wie Anm. 1), S. 6; Liepold, Wider den Erbfeind christlichen Glaubens (wie Anm. 76), S. 127.

⁷⁹ ÖStA KA Hofkriegsratakten (=HKRA) Wien Reg. 1603 Juli No. 75.

⁸⁰ ÖStA KA Best. 531/1597; ÖStA KA Best. 587/1598.

⁸¹ Wrede, Geschichte der K. und K. Wehrmacht (wie Anm. 1), S. 6.

⁸² Liepold, Wider den Erbfeind christlichen Glaubens (wie Anm. 76), S. 126

Was hat diese in den unterschiedlichen Truppenarten dienenden Adligen veranlasst, sich von einem Kriegsunternehmer in Sold nehmen zu lassen? Bei den Deutschen oder „Schwarzen“ Reitern scheint das Bild eindeutig zu sein. Für sie ist der Krieg zu einem wichtigen Element ihrer sozialen Existenz geworden, betrachtet man den dafür erhaltenen Sold, die Beute und den möglichen gesellschaftlichen Aufstieg. Da jedoch der Kauf der vollen Bewaffnung für sie kostspielig gewesen sein dürfte, haben sie den Dienst in der als leichte Reiterei geltenden Truppenart angenommen. Im Falle der teilnehmenden Grafen, Herren und jungen Angehörigen städtischer Patrizierfamilien haben Prestige- und Einnahmengewinn sowie der Abenteuerdrang ebenfalls eine Rolle gespielt. Daneben kann man das Wiedererwachen der Kreuzritterideologie, die sich gegen das Osmanische Reich richtete, als Motivationsfaktor nicht ausschließen.⁸³

Welche Werte hatten die rekrutierten Reiter im Kampf? Es ist schwierig, auf diese Frage eine eindeutige Antwort zu geben. Es kann angenommen werden, dass die Reiter mit adliger Herkunft in den unterschiedlichsten Kampfarten zu Pferd versiert waren. Den vorliegenden Dokumenten nach kann man dies jedoch nicht in jedem Fall von den Mitgliedern ihrer Begleitung behaupten. Westernach berichtete am 19. Juli 1598 über die Musterung der „Schwarzen“ Reiter Hohenlohes, dass die Grafen und Adligen viele junge Männer rekrutiert hätten, für die sie genauso hohen Sold verlangt hätten wie für einen bereits erfahrenen Soldaten.⁸⁴ Es scheint so, dass dieses Problem spä-

⁸³ Jan Paul Niederkorn, *Die europäischen Mächte und der „Lange Türkenkrieg“ Kaiser Rudolfs II. (1593–1606)*, Wien 1993, S. 390 f.; Wieden, *Niederdeutsche Söldner* (wie Anm. 77), S. 96 f.; Liepold, *Wider den Erbfeind christlichen Glaubens* (wie Anm. 76), S. 125–127; Péter Sahin-Tóth, *A francia katolikus ligától Kanizsáig, Henri de Lorraine-Chaligny életpályája (1570–1600)* [Von der katholischen Liga bis Kanizsa, Lebenslauf von Henri de Lorraine-Chaligny (1570–1600)], in: Gábor Klaniczay Gábor, Balázs Nagy (Hrsg.), *A középkor szeretete. Tanulmányok Sz. Jónás Ilona tiszteletére*, Budapest 1999, S. 453–465; Péter Sahin-Tóth, *Egy miles christianus a tizenöt éves háborúban*, Charles de Gonzague-Nevers Magyarországon [Ein miles christianus im langen Türkenkrieg, Charles de Gonzague-Nevers in Ungarn], in: Teréz Oborni (Hrsg.), *Ad Astra. Sahin-Tóth Péter tanulmányai, Études de Péter Sahin-Tóth*, Budapest 2006, S. 365–391.

⁸⁴ ÖStA KA HKRA Prag, No. 17.

ter auch von Zeit zu Zeit auftrat, da beispielsweise Russworm, der zur Untersuchung der Meuterei der 600 niederländischen berittenen Schützen beordert wurde, dem Erzherzog Matthias riet, durch Bezahlung des Solds und Verringerung ihrer Anzahl, die Truppe von Solms im Dienst zu halten, da dies erprobte, den Gegner gut kennende Soldaten seien, die der Majestät von größerem Nutzen sein könnten, als eine unerfahrene, noch zu rekrutierende Truppe.⁸⁵

Woher kamen diese Reiter, die auf den ungarischen Kriegsschauplätzen kämpften? Im Falle der Reiterei helfen zur Bestimmung ihrer Rekrutierungsorte der Name des Ausstellungskreises oder der Name des Kriegsunternehmers sowie sein Dienstgrad und die -bezeichnung. So galten der fränkische Kreis, Niedersachsen, Westfalen und Mecklenburg als diejenigen Gebiete des Deutsch-Römischen Reichs, aus welchen man Jahr für Jahr eine große Anzahl an Reitern für den Kampf gewinnen konnte.⁸⁶ Daneben kam es nicht selten vor, dass die Kriegsunternehmer auch Ungarn für die unterschiedlichen deutschen Reitereinheiten rekrutierten.

Karl Tettau wurde 1598 vom Hofkriegsrat mit der Rekrutierung von 1000 Deutschen Reitern betraut. In seiner *Bestallung* erachtete man es als wichtig anzumerken, dass jeder Reiter aus der deutschen Nation und keiner anderen, vor allem nicht aus der ungarischen, stammen sollte.⁸⁷ Im Jahr davor hatte der mit der Aufstellung einer 700 Mann starken deutschen berittenen Schützeneinheit beauftragte Seifried

⁸⁵ ÖStA KA HKRA Wien Reg., 1603 Juli No. 75.

⁸⁶ ÖStA KA Best. 481/1594.; ÖStA HHStA H AA Fasc. 128. Fol. 317r–324v; ÖStA KA Best. 527/1597; ÖStA KA Best. 460/1593; ÖStA KA Best. 528/1597; ÖStA KA Best. 748/1603. ÖStA KA Best. 587/1598; Reinhard Baumann, *Das Söldnerwesen im 16. Jahrhundert im bayerischen und süddeutschen Beispiel. Eine gesellschaftsgeschichtliche Untersuchung*, München 1978, S. 69.

⁸⁷ ÖStA KA Best. 599/1598; József, Kelenik, *A kézi löfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában. A magyar egységek fegyverzete a tizenöt éves háború időszakában* [Die Bedeutung der Handfeuerwaffen in der Entfaltung der Revolution des Heerwesens, Die Bewaffung der ungarischen Truppen zur Zeit des Fünfzehnjährigen Krieges], in: *Hadtörténelmi Közlemények* [Militärhistorische Mitteilungen] 104 (1991/4), S. 3–52, hier S. 38.

Westeuropäische Reitertruppen auf ungarischen Kriegsschauplätzen

von Kollonich auch sechzehn Ungarn in den Dienst genommen. Der zur Musterung beordnete Kommissar hatte dies damit erklärt, dass in der Vorhut diese gut gerüsteten Soldaten sehr gebraucht werden könnten.⁸⁸ Dies geschah obwohl Paragraph 1, Artikel 22 des Gesetzes der ungarischen Ständeversammlung von 1596 für jenes Jahr kategorisch verbot, dass Ungarn, Kroaten und Slawonen unter fremder Fahne Dienst nahmen, und sich von Deutschen und Kosaken mustern ließen.⁸⁹ Im Falle der wallonischen, französischen und lothringischen Reiter scheint der Rekrutierungsort eindeutig zu sein, während die Italiener vorwiegend aus dem Friaul angeworben worden waren.⁹⁰ Es kam in diesen Fällen auch vor, dass auf dem Marsch zwischen dem Musterungs- und Kampfort bzw. auf dem Kriegsschauplatz Gefallene vor Ort durch Soldaten ersetzt wurden oder dass der Kriegsunternehmer bereits bei der Musterung Soldaten anderer Nationen rekrutierte. Ein gutes Beispiel hierfür ist, dass die 1597 mit der Rekrutierung von acht wallonischen Reiterkompanien betrauten Italiener gezwungen waren, auch aus ihrer eigenen Nation beziehungsweise italienischen Gebieten Soldaten anzuwerben.⁹¹

V. Zusammenfassung

Die westeuropäischen berittenen Söldnertruppen im kaiserlichen Dienst boten ein äußerst heterogenes Bild. Sowohl im Hinblick auf ihre Bewaffnung als auch auf die Form ihrer Bestallung oder ihre nationale Zusammensetzung. Im Falle der Deutschen Reiter und einzelner deutscher berittenen Schützentruppen verwendete man die den Beschlüssen der Regensburger Reichsversammlung von 1570 ange-

⁸⁸ ÖStA KA Best. 557/1597; Kelenik, *A kézi lőfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában* (wie Anm. 87), S. 38.

⁸⁹ *Corpus Juris Hungarici. Magyar Törvénytár, 1526–1608. évi törvénycikkek, Fordították és utalásokkal ellátták: Sándor Kolozsvári, Kelemen Óvári, Magyarázó jegyzetekkel kíséri: Dezső Márkus, 2. kötet (Bd. 2.), Budapest 1899, S. 789; Kelenik, *A kézi lőfegyverek jelentősége a hadügyi forradalom kibontakozásában* (wie Anm. 87), S. 37 f.*

⁹⁰ ÖStA KA Best. 773/1604.

⁹¹ ÖStA KA HKRA Prag 1597 No. 7.

hängte *Reiterbestallung*, während bei der Rekrutierung der weiteren Arkebusier-, Kyrisser- und Dragonereinheiten die auf der Grundlage dieses Dokuments zusammengestellte „kurze Bestallung“ oder der Bestallungsbrief verwendet wurden. Das jeweils ausgestellte Dokument bestimmte die Organisation der gegebenen Einheit. Jedoch ist es äußerst schwierig ein einheitliches Konzept hierin zu erkennen, da auch innerhalb einer Truppenart außerordentlich große Abweichungen zu beobachten sind. Genauso eine vielfältige Welt öffnet sich, wenn man die gesellschaftliche und nationale Zusammensetzung der Rekrutierten zu bestimmen versucht. In Bezug auf den sozialen Status zeigt sich ein breites Spektrum innerhalb der Fahnen, vom Erzadligen bis hin zu Habenichtsen. Wenn man die nationale Zusammensetzung betrachtet, zeigt sich in den vorliegenden Dokumenten, dass es auch vorkam, dass die beordneten Kommissare Ungarn oder Kroaten zu den deutschen Reitern musterten, während unter den Wallonen auch Italiener kämpften.

Andréas Richier

Fatalismus und Alltagslast. Die Bedeutung der Nahrungsfrage für die Zivilbevölkerung im Dreißigjährigen Krieg¹

I. Einleitung

Die Historiker Benigna von Krusenstjern und Hans Medick stellen über den Dreißigjährigen Krieg fest: In der Wahrnehmung der Gegenwart wird dieser Krieg explizit aber auch implizit mit der vereinfachten Vorstellung vom (grausamen) Krieg und mit Gewalt verbunden.² Für dieses Bild ist nicht zuletzt eine bestimmte Geschichtsschreibung verantwortlich,³ die ihn als „historischen Maßstab für eine kriegsgerische Katastrophe schlechthin“⁴ verankert. Bei solchen Thesen ist eine gewisse „Rhetorik von Tod und Zerstörung“⁵ und von Chaos⁶ zu finden, die schließlich mit der Vorstellung vom „Kulturverfall“⁷ zusammenfällt. Als Beispiel dafür kann das Vorwort von Franz

¹ Hier möchte ich mich besonders bei Frau Univ.-Prof. Dr. Claudia Ulbrich und Herrn Prof. Dr. Hans Medick ganz herzlich für ihre Begeisterung, ihre wertvollen Anmerkungen und schließlich für die stilistisch-sprachliche Verbesserungsarbeit, die sie geleistet haben, bedanken. Natürlich bleibe ich für jegliche Fehler verantwortlich.

² Vgl. Benigna von Krusenstjern, Hans Medick, Einleitung, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick (Hrsg.), *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 13–36, hier S. 35 f.

³ Vgl. Krusenstjern, Medick, Einleitung (wie Anm. 2), S. 21 f.

⁴ Ebd., S. 21.

⁵ Ebd., S. 20.

⁶ So schrieb beispielsweise der Historiker Hans Jessen 1963: „Diese Jahre [1635–1648, A.R.] gehören zu den schwersten Zeiten in der deutschen Geschichte, sie brachten die Auflösung jeder Sitte und Ordnung [...]. Es herrschte die nackte Gewalt“. Hans Jessen (Hrsg.), *Der Dreißigjährige Krieg in Augenzeugenberichten*, 2. Aufl., Düsseldorf 1964, S. 15. Robert R. Ergang bezeichnete schon 1956 solche Thesen als „the myth of all-destructive fury“. Vgl. Robert R. Ergang, *The Myth of the All-destructive Fury of the Thirty Years' War*, Pocono Pines, PA 1956.

⁷ Den Begriff verwendet Günther Franz – vgl. Günther Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte*, 4. Aufl., Stuttgart, u. a. 1979, S. 1.

Maria Ferchel zu der ersten Ausgabe⁸ des vom damaligen Abt Maurus Friesenegger verfassten *Tagbuch[es] von Erling, und Heiligenberg vom Jahre 1627 bis 1648 inc.*⁹ gelten. Im Tagebuch selbst wird kein „Krieg der großen Schlachten“¹⁰ dargestellt. Vielmehr wird im Journal über durchs Land ziehende Söldnertruppen, um Brandschatzungen und Plünderungen, sowie um lange Einquartierungen von Soldaten, die von der Bevölkerung zu ernähren waren. Angesichts der dabei gegen sie verübten Grausamkeiten vermochte Maurus Friesenegger nicht mehr zwischen Feinden und Verbündeten zu unterscheiden.¹¹ In seinem Vorwort zum Tagebuch hatte Ferchel allerdings die Absicht durch diese erinnerte Gewalt, das Werk emotional in einen bayerischen Opferdiskurs zu setzen. Mehrmals machte er „die Schweden“¹² allein für die gewaltsame Zerstörung „de[s] durch tausendjährige mühsame Cultur errungene[n] Wohlstand[s] des Landes“¹³ verantwortlich.¹³ Im Interpretationsrahmen des „Superlativs des Entsetzens“¹⁴ eingeklemmt, wurde somit jedoch die eigentliche Gewaltwahrnehmung Frieseneggers von Ferchel in den Schatten gestellt – denn, wo Ferchel den Akzent auf die Unmoralität der Soldaten, besonders auf die des schwedischen Söldnerheeres, setzen wollte, blieb Friesenegger eigentlich urteilslos und fatalistisch. In der Tat machte er

⁸ Maurus Friesenegger, *Chronik von Erling und Heiligenberg während dem dreißigjährigen Kriege*. Nach dem Manuscript des damaligen Prälaten Maurus Friesenegger. Hrsg. von Franz Maria Ferchel, München 1833.

⁹ Das Originalmanuskript liegt heute im Archiv des Priorats Andechs der Abtei Sankt Bonifaz in München unter der Signatur Ms 34. Die in diesem Artikel benutzte Quellenedition ist: Maurus Friesenegger, *Tagebuch aus dem 30-jährigen Kriege*. Nach einer Handschrift im Kloster Andechs mit Vorwort, Anmerkungen und Register hrsg. von P. Willibald Mathäser, München 1974.

¹⁰ Regina Schulte, *Die verkehrte Welt des Krieges: Studien zu Geschlecht, Religion und Tod*, Frankfurt/M., u. a. 1998, S. 65.

¹¹ Vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 50 u. 52 u. gleichermaßen S. 80 u. 159.

¹² Friesenegger, *Chronik* (wie Anm. 8), S. 1 f. des Vorwortes.

¹³ So schrieb Ferchel letztendlich, dass es „wahrlich kein Wunder [war, A.R.], wenn die bis zur höchsten Rachewuth gereizten Bauern manchen verspäteten Schweden todt schlugen oder lebendig begruben!“ Friesenegger, *Chronik* (wie Anm. 8), S. 2 des Vorwortes.

¹⁴ Bernhard Erdmannsdörffer, *Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1649–1740*, Bd. 1, Berlin 1892, S. 102.

für die Gewalt nicht Soldaten an sich, sondern vielmehr den Hunger der Soldaten verantwortlich. Unter der Gewalt im Dreißigjährigen Krieg, und diese übergreifend, scheint also vielmehr das der soldatischen Mobilität geschuldete, logistische und kriegsbedingte Problem der Ernährung zu stehen.¹⁵ Ferchel betrachtete die berichtete Gewalt als historische Tatsache, wo sie doch vielmehr als „kulturgeschichtliches Faktum“¹⁶ gesehen werden sollte. Denn die geschilderte Gewalt im Tagebuch bleibt ein Schreiben über erfahrene Gewalt von einem Überlebenden, der nicht nur passiv unter dem Krieg gelitten, sondern gleichsam auch aktiv daran teilgenommen hat. Friesenegger als Teil der zivilen Bevölkerung sollte bzw. musste nämlich die Soldaten regelmäßig als „Gäste“ beherbergen und ernähren.¹⁷ Wie die anderen Dorfbewohner/-innen war er nicht nur Opfer des Krieges, sondern auch Handelnder. Vor diesem Hintergrund der *agency* sollte das Tagebuch, welches daher besonders emotional besetzt ist,¹⁸ in seinem Gesamtkontext verortet sowie von seiner Schreibsituation her als Überwindungsmöglichkeit und -moment betrachtet werden.¹⁹

¹⁵ Bei einer Plünderung berichtet er, dass die Soldaten „alle Gassen mit fürchterlichen Wachtfeuern, und das ganze Dorf mit Schreien, und Heulen anfüllten, A.R.), wie sonst nur Hunger, und Verzweiflung zu tun pflegt.“ Der „anhaltende“ Krieg machte von Soldaten „Bestien“. Die Soldaten sind laut Friesenegger „unter den Waffen verwildert“ worden. Zitate jeweils aus Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 57, 145 u. 157.

¹⁶ Johannes Burkhardt, *Der Dreißigjährige Krieg*, Frankfurt/M. 1992, S. 238. Darüber hinaus siehe bes. Andreas Bähr, *Furcht und Furchtlosigkeit. Göttliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert*, Göttingen 2013, S. 349 f.

¹⁷ Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 61 u. 63.

¹⁸ Vgl. Benigna von Kusenstjern, *Die Tränen des Jungen über ein vertrunkenes Pferd. Ausdrucksformen von Emotionalität in Selbstzeugnissen des späten 16. und des 17. Jahrhunderts*, in: Kaspar von Greyerz, u. a. (Hrsg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln, u. a. 2001, S. 157–168, hier bes. S. 158 f.

¹⁹ Nach Andreas Bähr stellte der Abt „in das Zeichen der Unsicherheit“ die mehr als 1400 Seiten und zwei Bände umfassende, lateinischsprachige Fassung, auf welcher Basis die stark gekürzte, deutschsprachige Version des Tagebuches fertiggestellt wurde. Vgl. Maurus Friesenegger, *Ephemerides Andecenses Sive Res gestae memoriae dignae de Monte sancto, et Pago Erlingano: Congestae et compositae* Ab R. do P. F. Mauro Friesenögger, tunc Ad S. Vitum Parocho, postea Montis sancti Reverendiss. mo D. Abbate Pars I. Ab anno 1627. usque ad 1635. Pars II. Ab anno 1635 usque ad 1649, S. 1 sowie Bähr, *Furcht und Furchtlosigkeit* (wie Anm. 16), S. 343. Die lateinischsprachige Fassung des Tagebuches ist im Diözesanarchiv des

Maurus Friesenegger (1590–1655) war seit 1627 Dorfpfarrer von Erling (bei Andechs) und zugleich der Subprior des Klosters Andechs. 1640 wurde der Benediktiner zum Abt des Klosters gewählt.²⁰ Als Pfarrer, und daher als Seelsorger, sowie als Abt, und damit als Grundherr seiner Untertanen, hatte er besonders viel Verantwortung in diesen herausfordernden Zeiten. Es ist vor diesem Hintergrund sehr wahrscheinlich kein Zufall, wenn das Anfangsjahr des Berichtszeitraums (1627) dem Jahr seines Amtsantritts²¹ entspricht: Das Tagebuch – dessen Originaltitel als Authentizitätsmittel dient²² – ist mit seiner Person und mit der Idee der Verantwortung und der Fürsorge verbunden. Das heißt vor allem: Das Tagebuch ist direkt mit dem Handeln verbunden. Daraus ergibt sich ein Paradox: Friesenegger zeigt sich in dieser schweren Zeit im Tagebuch engagiert, menschennah, bekümmert und voller Mitleid gegenüber seiner Mitmenschen²³ – und doch erschien er oft, besonders in den extremen Momenten des Hungers, fatalistisch bzw. ohnmächtig.²⁴ Diese Ohnmacht betäubte

Bistums Augsburg unter der Sign. HS 108 zu finden. Das „Tagebuch“ dürfte zunächst in seiner Urfassung privat gedacht gewesen sein und später absichtlich in die „Öffentlichkeit“ gestellt, als es nach dem Krieg verkürzt auf Deutsch bearbeitet wurde. Nach Schulte wurde das Tagebuch an die Pilger gerichtet: Es sollte das Kloster als heiligen und magisch schützenden Wallfahrtsort verankern – vgl. dabei Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 88 f.

²⁰ Vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 8.

²¹ Ebd.

²² Das Werk ist vor allem als Chronik zu sehen. Friesenegger zeichnet zwar in Tages-, aber auch oft auch in Monatsabständen oder gar für ein ganzes Jahr auf, wenn während eines Jahres keine besonders schlimmen Ereignisse die Orte Heiligenberg (Ort des Klosters) und das Dorf Erling betrafen. Wie Regina Schulte bemerkte, ist hier „das Tragische [...] grundlegend für das Denkwürdige“ – vgl. Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 84.

²³ Vgl. Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 63, 71 u. 88. Für Schulte könnte die Tatsache, dass Friesenegger als Bäckerssohn geboren wurde, die Nähe des Prälaten zu den Erlinger Bauern erklären. Einleuchtend für sein Engagement ist beispielsweise sein Verhalten während der Pestepidemie von 1628 – vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 17. Zu den Klagen über das Elend seiner Mitmenschen siehe etwa S. 44, 53, 69 f., 75, 139–142 u. 44.

²⁴ Sobald Friesenegger von besonders dramatischen Ereignissen berichtet, kommen Sätze wie: „Und wer konnte helfen!“, „Es war auch kein Wunder!“ oder „und wie konnte es anders sein!“ Ein anders Mal schrieb er, dass die „Ernte [...] nicht nach der Erwartung war, und nicht sein konnte.“ Eine Situation schien einmal so ausganglos, dass laut Friesenegger man, anstatt zu handeln, nur noch „fürchten, oder hoffen“ konnte. Zitate jeweils aus Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 29, 59,

ihn schließlich so sehr, dass er bei der Beschreibung anderer „dramatischster Momente“ sogar ironisch und sarkastisch sein konnte.²⁵

Dieser Artikel soll zeigen, dass die Bedeutung bzw. das Ausmaß des Nahrungsproblems im Krieg verantwortlich für das Ohnmachtsgefühl Frieseneggers war. Das Nahrungsproblem – so die These dieses Artikels – war so omnipräsent, dass die Kriegswahrnehmung Frieseneggers durch einen „kosmologischen Fatalismus“ bestimmt war:²⁶ Das Alltagsleben zu Kriegszeiten wurde zur Last. Und dies nicht nur wegen der Söldner und dem damit verbundenen Hunger, sondern eben auch durch verschiedene kosmologische Faktoren wie Wetter, Mäuseplage und Pest, die in Hinblick auf die schon schwierige Versorgungsproblematik noch verschärfende Auswirkungen hatten. Für Friesenegger waren diese Phänomene somit Teil seiner Kriegswahrnehmung. Der Begriff „Krieg“ bedeutet hier weder nur Schlachten noch Söldnerübergriffe, sondern steht vielmehr für ein umfassendes Verhängnis und für das bittere, kosmologisch bestimmte „Übel die-

69, 72 u. 78. Der Prälat bedankt sich auch oft ohnmächtig bei Gott – siehe dabei ebd., S. 106, 125 u. 135.

²⁵ Die fatalistisch geprägte Wahrnehmung des Abtes könnte uns erklären, warum, wie Regina Schulte bemerkte, der Text uns so modern und objektiv erscheint – vgl. hierzu Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 93. Da die Welt durch ein unabänderliches Schicksal bestimmt zu sein schien, ging es für Friesenegger gleichsam nur darum, objektiv davon zu berichten. Ereignisse werden zu einem „Spektakel“, welches durch das vorgespielte, fast unglaubliche Extrem fast zum Lachen wäre, wenn die Situation doch nicht so dramatisch wäre – vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 59. Zur Ironie und zum Sarkasmus, siehe bes. ebd., S. 65 f. u. 70.

²⁶ Für diesen Begriff steht der punktuelle, schicksalsergebene Zweifel Frieseneggers an der Wirkungsmacht seiner Handlungen. Der Grund dafür ist der Eindruck, dass neben den Kriegshandlungen auch alle Elemente des Kosmos in der Gestalt von ungewöhnlichen Wetterverhältnissen, von Pest oder Erdbeben die menschlichen Überlebenschancen drastisch reduzierten. So sprach 1638 Friesenegger von „neue[n] Unsterne[n]“, als die Menschen einmal „von allen Elementen [...] zu leiden“ hatten: „Wie Feuer, Wasser, und Luft, so mangelte auch die Erde nicht, uns ihre Plagen fühlen zu lassen.“ Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 107. In diesem Kontext hatte Regina Schulte schon bemerkt, dass im *Tagebuch* Frieseneggers ungewöhnliche Wetterverhältnisse „wie ein Kommentar zum Krieg“ standen – vgl. Schulte, *Die verkehrte Welt* (wie Anm. 10), S. 67. Laut Friesenegger müsste schließlich „ein fürchterliches Erdbeben“ kommen, um „dem Übel einmal ein Ende [zu] mach[en]“ – Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 109.

ser Zeiten“.²⁷ All diese Plagen – Hungersnöte, Unwetter, Tierplagen, die Gewalt der Söldner und sogar die Pest – überlagerten einander, waren aber alle durch das Problem der Nahrung verbunden. In dieser Konstellation war das Nahrungsproblem derart unberechenbar und verflochten, dass manchmal für Friesenegger jegliche menschliche Handlung dagegen anzukämpfen vergeblich erschien.

Diese These widerspricht nicht der Interpretationslinie von Regina Schulte, die das Werk als eine räumlich begrenzte und ereignisbezogene Kriegshistorie versteht: Andechs als heiliger Wallfahrtsort und das im Tagebuch zweimal berichtete Marienwunder, welches den Ort vor Feuer rettete und bestätigte, dass der Hostienschatz, trotz aller Übel, den Ort im Krieg magisch schützte.²⁸ Die These dieses Aufsatzes geht darüber hinaus: Der kosmologische Fatalismus Frieseneggers stellt dabei das heillose Pendant des heilvollen Wunders dar: Besonders vor dem Hintergrund eines als unausweichlich und alles verheerend wahrgenommenen Kriegsübels erscheint die magische Wirkung des Hostienschatzes mächtig. Um dieses religiös bestimmte Narrativ besser verstehen zu können, scheint es also notwendig den Fatalismus Frieseneggers zu analysieren. Deswegen wird hier der Frage nachgegangen, inwiefern eine alltägliche Nahrungslogistik und -ökonomie umfassend die zeitgenössische Kriegswahrnehmung prägte und bestimmte. Inwiefern lässt sich dieser kosmologische Fatalismus durch das Problem der Ernährung im Krieg als eine unabänderlich erscheinende Alltagslast erklären?

Zuerst (II) wird gezeigt, dass der Krieg ständig aufwändige Fluchten verursachte, um die Gewalt der Söldner zu vermeiden. Diese Fluchten sollten aber im Rahmen einer überlebenswichtigen Nahrungslogistik jedes Mal vorab gut abgewogen und intensiv vorbereitet werden. Wir werden dann sehen (III), dass der Handlungsspielraum dabei durch

²⁷ Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 87.

²⁸ Schulte, Die verkehrte Welt (wie Anm. 10), S. 68 f. u. 87 f. Zum berichteten Marienwunder, vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 26 f. u. 153.

die Tatsache begrenzt war, dass in Hinblick auf eine Nahrungsökonomie jede Entscheidung auch zeitlich weitreichende, bedrückende Auswirkungen haben konnte. Es soll schließlich (IV) berücksichtigt werden, dass jede Überlegung nicht nur in der Eile, sondern wegen einem Mangel an sicheren Informationen immer wieder in einer emotional geprägten Stimmung gemacht wurde.

*II. Die Logistik der Ernährung im Krieg:
Die Vorbereitung der Flucht als Last*

1. Vor der Flucht das „Nach“ der Flucht vorbereiten

1632 machten die Dorfbewohner/-innen von Erling ihre erste direkte Erfahrung mit dem Krieg. Zum ersten Mal rückte das Schwedenheer in Bayern vor. Als die Erlinger solches vernahmen, begaben sie sich alle auf die Flucht.²⁹ Sie flohen vor der erwarteten Gewalt durch die Söldner bei der Proviantsuche.³⁰ Auf der Gegenseite stand hinter der spontanen und eiligen Flucht aber eine ganz eigentümliche Nahrungslogistik. Maurus Friesenegger schrieb nämlich dabei, dass nach Aufnahme dieser „fürchterlichen“ Nachricht alle Menschen im Dorf „mit [...] Flüchtlingen beschäftigt“³¹ waren – genauer „mit Vergraben“ und „Einpacken“. Das heißt, dass die Flucht zuerst vorbereitet wurde: „Kostbarkeiten“, aber auch Vorräte sollten unter der Erde versteckt und Vieh, Pferde und Schafherden auf die Flucht mitgenommen werden.³² Da eigenes Leben und Schicksal in diesem Krieg direkt mit dem Bestand von Tieren, die in der Nahrungsmittelproduktion beteiligt sind, verbunden waren, flüchteten die Menschen zwar stets

²⁹ Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 23.

³⁰ Zur vorwiegend temporären Flucht als „die wichtigste der Abwehrmaßnahmen schlechthin“ in Kriegszeiten, vgl. Shin Demura, Flucht der Landbevölkerung in die Stadt im Dreißigjährigen Krieg am Beispiel von der Reichsstadt Ulm und ihrem Territorium, in: Matthias Asche, u. a. (Hrsg.), *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit*, Münster, u. a. 2008, S. 187–202, hier S. 188.

³¹ Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 23.

³² Vgl. ebd., S. 141 u. 159.

um der militärischen Gewalt zu entgehen, aber genauso oft um ihre Herden zu schützen.³³

Dadurch dass die Flucht eigentlich nur zeitweilig war und eine Rückkehr voraussetzte, aber auch wegen der Unsicherheit der Straßen im Krieg, wurden häufig nicht alle Tiere auf die Flucht mitgenommen und wurden daher wie größere Mengen an Lebensmitteln oft versteckt bzw. im Voraus in Sicherheit gebracht: Die Frage der Nahrung nach der Flucht wurde im besten Fall schon vor dem Flüchten geregelt, was aber einen beträchtlichen logistischen Aufwand darstellte.³⁴ Aus dem Tagebuch Frieseneggers lernen wir, dass landwirtschaftlich wichtige Produktionsmittel und Erzeugnisse regelmäßig und vorsorglich zur nächsten befestigten Stadt geführt wurden.³⁵ So schrieb der Abt bei einer solchen Fluchtvorbereitung, dass er „Getraid, Vieh, und Futter nacher München, nebst anderen Notwendigkeiten [schickte, A.R.] zum Unterhalt derjenigen, die dort zu verbleiben gedachten, oder [so, A.R.] daß sie bei ihrer Zurückkehr wieder [etwas, A.R.] hätten, womit sie das Kloster versähen“.³⁶ Einen guten, unmittelbaren Zufluchtsort für die Tiere der Dorfbewohner/-innen stellte auch das Kloster selbst dar, weil es fast immer bewohnt war.³⁷ Nach Friesenegger wurde das

³³ Zu diesem explizit ausgedrückten, doppelten Sinn der Flucht, vgl. ebd., S. 31.

³⁴ Wenn die Zeit für eine solche Vorbereitung fehlte, flohen daher die Erlinger mit ihrem Vieh in der Regel zum nächstliegenden Wald, um es schnell zu schützen. Eine solche Flucht galt jedoch für Friesenegger als unsicher und erbärmlich und stellte eine Herausforderung hinsichtlich der Koch- und Nahrungsmöglichkeiten dar. Vgl. ebd., S. 29 f., 33 u. 57.

³⁵ Vgl. ebd., S. 78–80, 139 u. 157. Diese Praxis gilt nicht nur für das Kloster Andechs, sondern lässt sich auch anderswo im Reich nachweisen. Siehe etwa den Fall des Klosters Elchingen bei Ulm in P. L. Brunner, Schicksale des Klosters Elchingen und seiner Umgebung in der Zeit des dreißigjährigen Krieges (1629–1645). Aus dem Tagebuche des P. Johannes Bozenhart, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 3 (1876), S. 157–282, hier S. 178.

³⁶ Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 138.

³⁷ Vgl. ebd., S. 54. Es geht wahrscheinlich hier um eine gängige Praxis der Zeit. Auch der oberhessische Bauer Caspar Preis führte seine Schweine in ein Kloster in Sicherheit, bevor er sich auf die Flucht begab. Vgl. Caspar Preis, Bauernleben im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges: Die Stausebacher Chronik des Caspar Preis, 1636–1667, hrsg. von Wilhelm A. Eckhardt, Marburg an der Lahn 1998, S. 65.

Kloster daher mehrmals „zum allgemeinen Pferd- und Viehstall“.³⁸ Die Zufluchtsorte für Lebensmittel und Tiere waren im Rahmen der Nahrungslogistik insgesamt vielfältig und divers: Getreidesamen der Erlinger Bauern wurden einmal unter dem Dach der Dorfkirche versteckt, während ihre Pferde im „Maierhaus“ verborgen wurden. Das Kloster verfügte seinerseits über ein größeres Netzwerk von Versteckplätzen: Das Klostervieh wurde einmal vorbeugend auf die Alpen zu einem anderen Kloster, ein anderes Mal zu einer Alm in Sicherheit gebracht.³⁹

2. Bleiben statt fliehen:

Verhandlungsmöglichkeiten und Gewalterfahrung

Die Flucht war jedoch kein zwangsläufiger Prozess, sondern vielmehr das Ergebnis einer rationalen Erwägung von kurz- und langfristigen Risiken sowie Handlungs- und Überlebensstrategien. Flucht bedeutete einerseits bewusst seine Heimat zu verlassen und das gesamte Hab und Gut den plündernden Soldaten zu überlassen. Wer nicht flüchtete, konnte andererseits mit den Söldnern verhandeln. Die Verhandlungsmacht eines jeden Menschen variierte dabei je nach Kontext.

Die Verhandlungsmacht der lokalen Bevölkerung hing zuerst vom politischen Lager der Söldner ab, d. h. mit den eigenen Worten von Friesenegger, ob sie „Feinde“ und Angehörige der „ketzerische[n] Partei“ oder „Freunde“ waren.⁴⁰ Die lokale Bevölkerung erhoffte sich natürlich von den heimischen Truppen besser behandelt zu werden. Andererseits sollten aus der Perspektive der kaiserlichen Truppen die Soldaten im Kurfürstentum Bayern von der einheimischen Bevölkerung nicht nur ernährt, sondern selbstverständlicher Weise als „Herr im Hause“⁴¹ behandelt werden: „Denn die Güter der Bauern, sagten

³⁸ Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 54.

³⁹ Vgl. für jede Ortsangabe jeweils ebd., S. 28, 57, 59 u. 145.

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 22 u. 80.

⁴¹ Ebd., S. 56.

sie [die Offiziere, A.R.], gehören den Soldaten so gut als den Bauern selbst, und also haben sie das Recht, davon zu leben.“⁴² Hier waren aber die Söldner für dieses „Recht“ zugleich die Legislative, Judikative und Exekutive und entschieden im Zusammenhang mit der eigenen Hunger- oder Notlage, ob sie sofort und selbstverständlich als besondere Gäste behandeln werden sollten.⁴³ Wie Friesenegger schrieb: „Wehe dem, der sich widersetzt!“⁴⁴ Einmal kamen 24 spanisch-burgundische Reiter aus der politischen Partei der Kaiserlichen zu den Pforten des Klosters und begehrten Einlass „und da man durch die Fenster zu ihnen redete, schossen sie auf die Fenster, und hieben beide Porten mit Äxten gewalttätig ein, brachen alle Türen, Kisten, und Kästen auf im ganzen Kloster [...]. Bei unserer Zurückkehr in das Kloster fanden wir weder im Kloster, noch in dem Maierhause etwas zu Essen“.⁴⁵ Misstrauen zeigen oder gar versuchen, zu verhandeln, konnte also gefährlich sein, wenn Söldner aus dem „eigenen“ Lager wegen dieser Tatsache von vornerein erwarteten, als außerordentliche Gäste behandelt zu werden.

Für die Bevölkerung bedeutete die Ankunft von Truppen aus dem eigenen Lager also zwei Dinge: Einerseits war man sich der Pflicht bewusst, diese Söldner zu unterstützen und zu ernähren, auf der anderen Seite erlebte man von genau diesen „Gästen“ Fehlverhalten wie im Januar 1634: Da „speisten uns unsere Gäste wieder mit der Hoffnung ihres gewissen Abmarsches auf den andern Tag. Allein anstatt der Erfüllung ihres Versprechens forderten sie am andern Tag wieder Vieh [...] für die Soldaten, die sie nicht verhungern lassen könnten, mit der Bedrohung, solches, und desto mehr mit Gewalt zu nehmen“.⁴⁶ Sol-

⁴² Ebd., S. 63.

⁴³ Vgl. exemplarisch ebd., S. 65 f.

⁴⁴ Ebd., S. 47.

⁴⁵ Ebd., S. 79 f.

⁴⁶ Ebd., S. 61. An dieser Stelle und vor dem Hintergrund einer einzigartigen Versorgungsproblematik der Söldner lässt sich hier die Soldateska als ein eigener Stand auffassen. Zu einer alltagsgeschichtlichen Perspektive zu dieser Frage vgl. Bernd R. Kroener, „Kriegsgurgeln, Freireuter und Merodebrüder.“ *Der Soldat des Dreißigjährigen Krieges. Täte und Opfer*, in: Wolfram Wetter (Hrsg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München, u. a. 1992,

che Situationen waren besonders in Zeiten, in denen man sehr sparsam sein musste, prekär, da es eben notwendig war zu verhandeln. Vor diesem Hintergrund waren die Kaiserlichen vielleicht noch unberechenbarer und damit gefährlicher als die schwedischen Truppen, die auf dem Land für ihre Rücksichtslosigkeit gefürchtet waren.⁴⁷

Egal welchem Lager die Söldner angehörten, war es nötig aus der Perspektive der zivilen Bevölkerung, immer etwas zum Geben zu haben, um verhandeln zu können. Friesenegger erzählte nämlich mehrmals von ermordeten Menschen, die nichts geben „wollten oder konnten“.⁴⁸ Die Grenze zwischen geben wollen und können war für streifende Soldaten nicht durchsichtig und letztendlich irrelevant. Angedrohte und angewendete Gewalt war in diesem Rahmen gleichsam Teil des Verhandlungsprozesses, indem es Druck auf die betroffene Person ausübte, damit sie das Verborgene freigab.⁴⁹ Aus diesem Grund konnten auch die wohlhabenden Bewohner/-innen der Gewalt der Soldateska ausgesetzt sein – sie hatten nur mehr Verhandlungspotential. Dies erklärt letztendlich, warum die Erlinger sich sehr oft für die traurige,⁵⁰ „unsicher[e]“⁵¹ Flucht und doch, so scheint es, kurzfristig sicherere Handlungsmöglichkeit entschlossen, als sich die Soldaten näherten. Für Friesenegger war das manchmal sogar eine Notwendigkeit. Als die Kaiserlichen sich 1646 erneut näherten stell-

S. 51–67 u. Michael Kaiser, Überleben im Krieg – Leben mit dem Krieg. Zur Alltagsgeschichte des Dreißigjährigen Krieges in den niederrheinischen Territorien, in: Stefan Ehrenpreis (Hrsg.), *Der Dreißigjährige Krieg im Herzogtum Berg und in seinen Nachbarregionen*, Neustadt an der Aisch 2002, S. 181–233.

⁴⁷ Vgl. Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 24 f. u. 160.

⁴⁸ Ebd., S. 29. Siehe gleichermaßen ebd., S. 43, 48 u. 167.

⁴⁹ Bei eher langwierigen Einquartierungen war die Logik der militärischen Gewalt anders als bei kurzen Durchzügen von Söldnern, dadurch dass die Soldaten in diesem Fall angewiesen waren, mit den Einheimischen über einen längeren Zeitraum zusammenzuleben. Hier war eine Integration der Zugewanderten möglich. Dazu vgl. Frank Kleinhagenbrock, *Einquartierung als Last für Einheimische und Fremde. Ein Beispiel aus einem hohenlohischen Amt während des Dreißigjährigen Krieges*, in: Matthias Asche, u. a. (Hrsg.), *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit*, Münster, u. a. 2008, S. 167–185, hier S. 170 u. 183 f.

⁵⁰ Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 50.

⁵¹ Ebd., S. 159.

te er fest: „Wer sich nicht schon vorhin weit hinweg geflüchtet hat, der mußte sich jetzt in Wäldern, und finsternen Abwegen verbergen. Weder in den Häusern, noch auf den Wegen entging jemand ihrer Barbarei“.⁵² In diesem Jahr flohen sogar „die Ärmeren, die nichts zu verlieren hatten“.⁵³

3. Die Entscheidung zur Flucht: Eine Frage der Risikobereitschaft

Trotz der Gewalterfahrung bzw. -erwartung konnte es sich jedoch manchmal lohnen, das Risiko auf sich zu nehmen und doch im Dorf zu bleiben. Das musste auch bei der Entscheidung zur Flucht berücksichtigt werden und verkomplizierte den rein intellektuellen Teil der Nahrungslogistik im Krieg. Dadurch konnte man nämlich vermeiden, dass ganze Häuser, Dächer, aber auch Felder, Garten sowie „die [...] schönste [sic] Obstbäume“⁵⁴ angezündet werden – denn nach Friesenegger waren „Brand, und Feuer [...] das unausbleibliche Los derer, die nicht erscheinen“.⁵⁵ Vor allem im Winter war das besonders relevant, weil Holz zum Wärmen der Soldaten diente.⁵⁶ Bei einem Winterquartier in Erling im Jahre 1632/33 berichtet Friesenegger, dass neben dem Hausrat „die Baufahrnisse von Wägen, Pflügen, und was immer von Holz war, ging in den Flammen auf“.⁵⁷ Besonders problematisch war das für die Bauern, die nicht nur die Felder, sondern auch die für die Feldarbeit notwendigen Geräte und Werkzeuge sowie Gebäude für die Unterbringung und Verwahrung der Ernte⁵⁸ unbedingt brauchten. Deshalb waren es die Bauern mit ihren Familien, die am ehesten geblieben bzw. am kürzesten geflohen sind.

⁵² Ebd., S. 145.

⁵³ Ebd., S. 138.

⁵⁴ Ebd., S. 71.

⁵⁵ Ebd., S. 167.

⁵⁶ Zur Praxis des Winterquartiers als „unverzichtbarer Teil der Kriegführung“ und zum Ärger des Militärs gegenüber das Entfliehen der Landbewohner, vgl. Demura, Flucht (wie Anm. 30), S. 193 u. 198 f.

⁵⁷ Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 71.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 32 u. 85.

Dabei hatten die Bauern im Allgemeinen viel weniger Verhandlungsmöglichkeiten. Wenn doch das Verhandeln für das Kloster eine gute Option zu sein schien, dadurch dass die Soldaten mehr Respekt vor dem Gotteshaus hatten⁵⁹ und oft mit Bier und Brot vorliebnahmen,⁶⁰ erfuhren die Bauern viel häufiger systematischen Zwang und Gewalt.⁶¹ Dies liegt wahrscheinlich daran, dass im Unterschied zu den einfachen Bewohnern, das was begehrt wurde, nicht verborgen war: Die Felder waren offensichtlich und jeder konnte vermuten, dass der Bauer, der vom Verkauf von Lebensmitteln lebte, immer über Vorräte verfügte. Dabei bot sich den Bauern eine andere Option: Sie konnten „die Gewalt mit Gewalt“⁶² abwehren – und das taten sie besonders in schweren Hungersnotzeiten.⁶³ Obwohl gefährlich⁶⁴ scheinen solche Handlungen oft erfolgreich gewesen zu sein.⁶⁵

Schließlich muss in Hinblick auf die Flucht festgestellt werden, dass sie nur eine kurzfristige Lösung bot. Wegen der Einstellung der landwirtschaftlichen Arbeit konnten wiederholte Fluchten auf lange Sicht zur Armut führen.⁶⁶ Im nächsten Teil des Aufsatzes ist also auch eine ganz alltägliche, langjährige Not- und Nahrungsökonomie als Last für die lokale Bevölkerung zu Kriegszeiten zu berücksichtigen.

⁵⁹ Der Eintrag vom 9. Oktober 1646 ist für den Kontrast einleuchtend – vgl. ebd., S. 143.

⁶⁰ Vgl. zum Beispiel ebd., S. 39.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 63 f., 67 u. 80.

⁶² Ebd., S. 39.

⁶³ Vgl. ebd., S. 64.

⁶⁴ So wurde 1646 ein Erlinger Bauer erschossen. Vgl. ebd., S. 149.

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 43, 45, 55, 75 u. 146.

⁶⁶ Viele Erlinger sind daher letztendlich nach Tirol ausgewandert. Vgl. ebd., S. 75 u. 93.

*III. Die Ökonomie der Nahrung im Krieg:
Abwägen zwischen Gegenwart und Zukunft*

1. Nahrungsmittel kaufen: Flexibilität und Probleme

Das Phänomen der Unsicherheit auf den Straßen kann zuerst den langen Prozess der Verarmung veranschaulichen. Die kriegsbedingte Nahrungsmittelknappheit führte nämlich zu einer erhöhten Mobilität der Einheimischen. Besonders in Hungersnotzeiten war nämlich die Bevölkerung oft auf der Suche nach Essen noch mehr unterwegs. So gingen einige Landbewohner/-innen in die nächste größere Stadt um Mehl zu kaufen, wenn es im Dorf keines mehr gab. Diese Mobilität stellte aber wiederum eine sehr gute Gelegenheit für die Söldner und Räuberbanden dar, sich durch Raubzüge zu ernähren. Die Straßen wurden daher in Hungersnotzeiten zwangsläufig immer gefährlicher, was letztendlich vor allem ein wirtschaftliches Problem für die lokale Bevölkerung darstellte: Durch die Verluste wurden die Menschen immer „ärmer“.⁶⁷

Das kann am Beispiel eines Berichtes von Friesenegger veranschaulicht werden. Er erklärt nämlich, dass im Mai 1633 „viele Leute [...] schon von Kräutern [lebten, A.R.], und bei noch mehreren war Nachmehl- und Kleien-Brot die beste Speise. Zu München war Getraid auch um sehr teures Geld hart zu bekommen, aber noch härter nacher Haus zu bringen, weil öfter durch Räuber, und Freibeuter der Wagen samt Pferden hin war“.⁶⁸ Aus ökonomischer Perspektive betrachtet war ein solcher Raub besonders problematisch. Es war nicht nur das abgeholte Getreide verloren, sondern auch das eingesetzte Kapital und die Transportmittel. Diese waren aber unentbehrlich⁶⁹ für das Überleben, denn sie waren für die Feldarbeit, für weitere Transporte von Holz oder Nahrungsmitteln oder für eine potentielle Flucht unerlässlich.

⁶⁷ Ebd., S. 161.

⁶⁸ Ebd., S. 44.

⁶⁹ Vgl. ebd., S. 85.

Wagen und Pferde mussten also nach dem Überfall wieder gekauft, gemietet oder getauscht werden, und somit kostete der Raub auch das Geld, das für die neue Investition vorgesehen war. Zusammengekommen ist dies in Hungersnotzeiten besonders bedeutsam, da das Angebot an wichtigen Lebensmitteln wie Getreide hinter der Nachfrage zurück blieb und die Preise dafür besonders hoch waren.⁷⁰

Vor diesem Hintergrund scheint die Unsicherheit auf den Straßen extrem negative Auswirkungen auf die Überlebensökonomie angenommen zu haben, sodass die Hungersnot für einen jeden Menschen unausweichlich zu sein schien. Unter den Söldnern und Räubern verbreitete sich das Phänomen, um schnell und ohne größere physische Gewalt Geld zu erpressen, dass sie „Pferde raubten“ und sie dann an die Bestohlenen „wieder verkauften, so daß mancher sein eigenes Pferd öfters wiederkaufen mußte“.⁷¹ Es geschah, am 1. August 1633 inmitten einer Hungersnot, dass das Pferd einem Erlinger nicht nur auf dem Hinweg nach München, sondern auch erneut auf den Rückweg beraubt wurde. Dazu stellte Friesenegger fest: „Und das machte, daß sich nach der Hand kein Mensch mehr auf die Straße getraute, um etwas, auch Höchstnotwendiges, einzukaufen“.⁷² Vor allem in Hinblick auf solche Raubtaten zeigte sich der Prälat besonders ohn-

⁷⁰ Laut dem Tagebuch war August immer die Erntezeit für das Getreide in der Umgebung. Das Ziel der Nahrungsökonomie war so lange wie möglich damit auszukommen, da Vieh und Fleisch sparsam gegessen wurden – und zwar mindestens bis Ende Mai, wo, so scheint es, die ersten Kräuter, Pilze, Garten- und Baumfrüchte geerntet werden konnten (vgl. ebd., S. 71 f., 74 u. 77). Nach Friesenegger waren jedoch 1634 die Getreidereserven schon im April erschöpft und im nächsten Jahr bereits am 11. November. Ab diesem Tag musste dann „alles um teures Geld von München“ gekauft werden – hierzu vgl. ebd., S. 75 u. 97. Die kriegsbedingte Nahrungsmittelknappheit und schlechte Ernten hatten zu einer „Teuerung“ geführt: Die verfügbaren Waren und Erzeugnisse wurden wertvoller und daher teurer verkauft, was eine Minderung der Kaufkraft der Bevölkerung und für die Ärmern sogar eine lebensgefährdende Hungersnot bewirkte. Zur „Teuerung“ als neben Krieg und Pest wichtigste Plage zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, vgl. Patrice Veit, *Musik und Frömmigkeit im Zeichen des Dreißigjährigen Krieges*, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick, *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 507–530, hier S. 514.

⁷¹ Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 46.

⁷² Ebd.

mächtig und niedergeschlagen. So schrieb er im Jahre 1648: „Allein, wenn schon alle Übel in der Welt ihr Ende genommen, scheint doch das dermalige keines zu haben!“⁷³

2. Die schwierige Berücksichtigung langjähriger Folgen

Obwohl die Lage manchmal aussichtslos zu sein schien, öffnete aber eigentlich die besondere Rolle des Geldes in Hinsicht auf den Nahrungsmittelaufkauf einen ganz neuen Handlungsspielraum, um eine Hungersnot zu überstehen. Da vorhandene Lebensmittel oder nahrungsmittelproduzierende Tiere im Rahmen der Nahrungsökonomie im Krieg allgemein einen hohen Wert hatten, hing von der Jahreszeit und der Hungerslage ab, ob es sich lohnte, sie eher materiell und unmittelbar zu behalten oder ihren Gegenwert in Form von Geld zu besitzen. Beispielsweise berichtet Friesenegger, dass im Sommer 1632 die Getreideernte „sehr gesegnet“ und „sehr wohlfeil, weil jedermann geschwind verkaufte, um sich Pferd, und Vieh zu verschaffen, und auch aus Sorge, daß es ihm nicht unentgeltlich vom Feinde genommen werde“.⁷⁴ Hier geschah der Verkauf des Getreides trotz der Hungersnot des Jahresanfangs. Eindeutig boten also Vieh und Geld mehr Flexibilität. Sie waren nicht nur mobiler sondern, ermöglichten insgesamt, eine Spannung zwischen Gegenwart und Zukunft zu überbrücken und abzubauen. Vieh und Pferde waren immer als Investitionen zu sehen. Eine Kuh schlachten, hieß einerseits kurzfristig Fleisch und somit mehr Nahrungsmittel zu haben. Es bedeutete aber mittelfristig unter anderem täglich weniger Milch und Butter zu haben, welche Friesenegger in der Hungersnotzeit als „die letzte, und fast einzige Nahrung der Elenden“⁷⁵ qualifizierte. Es stellte schließlich in einer langfristigen Perspektive weniger Reproduktionschancen der Kuh dar.

⁷³ Ebd., S. 160 f.

⁷⁴ Ebd., S. 32.

⁷⁵ Ebd., S. 63.

Das gleiche gilt für die Pferde, die notwendig für die Feldarbeit und Transporte waren. Erst, als sie zum Beispiel an einer Seuche gestorben waren, wurden sie von den Ärmeren in Hungersnotzeiten gegessen.⁷⁶ Gerade im Sommer 1632 hatten sie gefehlt. Aus „Abgang von Pferden, und Wägen“ wurde die Ernte „sehr beschwerlich, und langsam einzubringen“⁷⁷ und das Risiko, dass Soldaten dazwischen kamen und alles wegnahmen, war viel größer.⁷⁸ Am Ende des Jahres hatte dieser Mangel wieder beträchtliche Auswirkungen: „Allein über Winter wurde gar wenig angebaut [...]. Und das machte große Sorge für die Zukunft“.⁷⁹ Die Folgen lassen sich aber weiter konkret verfolgen: 1634 starben „manche aus Hunger“ im Dorf und im selben Jahr konnten wieder „keine Felder aus Abgang [...] der Pferde“ bestellt werden.⁸⁰ Deswegen, obwohl Erling und Andechs ab 1635 fast nicht mehr vom Krieg betroffen waren, wurde der Feldbau in diesem Frühjahr „sehr übel bestellt. An einigen Orten baute man gar nichts, an anderen wenig“.⁸¹ 1636 mussten dann noch einige Bauern ihre Äcker wegen Unkraut, das wüst die Felder überwachsen hatte, verbrennen.⁸² Im selben Jahr gab „die Feld-Ernte [...] einigen kaum den dritten Teil von dem, was sie geben sollte“.⁸³ Es dauerte bis zum Sommer 1637, bis die Fastenzeit, die vorläufig seit 1635 in der Hungersnotzeit ausgesetzt wurde, wieder streng befohlen wurde,⁸⁴ und es dauerte bis zum Sommer 1638 um eine „gesegnete“ Ernte zu haben.⁸⁵

⁷⁶ Vgl. ebd., S. 100.

⁷⁷ Ebd., S. 32.

⁷⁸ Einmal mussten somit Bauern, Klosterbediente und sogar Geistliche die Felder zum Teil „mit Gewehren“ bewachen, während andere Bauern auf dem Feld arbeiteten. Vgl. ebd., S. 40 u. 46 f.

⁷⁹ Ebd., S. 32.

⁸⁰ Ebd., S. 74.

⁸¹ Ebd., S. 94.

⁸² Diese Praxis war so verbreitet, dass es letztlich „auf churfürstlichen Befehl verboten worden, weil diese Feuer öfters Wälder und Baumgärten ergriffen hatten.“ Ebd., S. 101.

⁸³ Ebd., S. 103.

⁸⁴ Ebd., S. 105.

⁸⁵ Ebd., S. 109 f. Ein weiteres Problem ab 1637 war dann aber der Mangel an Tagelöhnern, die den dreifachen Lohn fordern konnten. Dieses Phänomen brachte laut Frieseberger die Bauern bis 1645 „in größte Verlegenheit“. Vgl. ebd., S. 106, 109 f. u. 130.

Hier wirkt also eine Nahrungsökonomie, die selbst viele Jahre nach dem Abmarsch der Soldaten für Friesenegger immer noch viel Sorge verursachte. Verantwortlich dafür waren auch schlechte Wetter- und Naturverhältnisse sowie die Pest, die vom Wesen her relativ unberechenbar waren. Sie erschwerten daher die Möglichkeit, durch rationale Entscheidungen die Spannung zwischen Gegenwart und Zukunft zu überbrücken. So war im Jahre 1635 auf den Feldern „eine ungeheure Menge Mäuse von verschiedenen Gattungen, und Farben“ und „machten desto größeren Schaden, je weniger die Ernte war. [...] Vielen lohnte es die Mühe des Schnittes nicht, sondern gruben dem Raub der Mäuse in ihren Höhlen nach“.⁸⁶ In der Wahrnehmung des Abtes fügten sich 1638 die Mäuse als das Element Erde neben den anderen kosmologischen Elementen Feuer, Wasser und Luft zu den allgemeinen, schwer berechenbaren Plagen der Zeit hinzu, die das Nahrungsproblem vergrößerten.⁸⁷ Wegen Überschwemmungen ersäufte zum Beispiel das Vieh in der ganzen Gegend und durch fürchterliche Winde fielen Dächer und Gartenbäume.⁸⁸ Schließlich hatte die Pest 1634 das Übel dadurch vermehrt, dass nicht nur „sehr viele“ starben, sondern, weil „gesund war niemand“, es also die höchste Not war, „nur so viel Getraid auszuschlagen, als zum Brot, und äußerster Notdurft nötig war“.⁸⁹ Es konnte zum größten Teil deswegen „kein Feld für das künftige Jahr bestellt werden“.⁹⁰

Manchmal konnten mehrere dieser ökonomisch stark belastenden und schwer voraussehbaren Faktoren zusammen auf einmal die

⁸⁶ Ebd., S. 97 und gleichermaßen S. 78, 99 u. 102. Es gab zudem auch Wildschweine „in unglaublicher Menge“ sowie Wölfe „in ungewöhnlicher Anzahl“, die ab 1638 den Äckern und Vieh viel Schaden zufügten. Von der großen Anzahl an Wölfen und Mäusen wurde bis Ende 1647 berichtet. Vgl. für jedes Zitat jeweils ebd., S. 107 u. 120.

⁸⁷ Vgl. ebd., S. 107.

⁸⁸ Vgl. ebd. Friesenegger beklagte zudem etwa Schnee und Eis im Frühling oder Sommer, wodurch „die Hoffnung der Feldfrüchte [...] unterm Schnee begraben“ lag, sowie langwierige Dürren und große Schauer. Vgl. ebd., S. 95 u. 110.

⁸⁹ Ebd., S. 86.

⁹⁰ Ebd., S. 87.

Bewohner/-innen von Erling treffen.⁹¹ Besonders in diesen Momenten ist eine starke fatalistische Haltung bei Friesenegger zu bemerken. So stellte er Anfang 1634 fest:

„Die Übel haben mit unseren Quartierern uns nicht verlassen [...]. [Es, A.R.] traten jetzt Hunger, Krankheit, und Tod ein. Nachdem wir alles Getraid, und Vieh verloren, so gab es kein Brot, keine Milch, kein Fleisch [...]. [...] Daher lagen in allen Häusern Kranke aus Elend, und Not, [...] und starben auch viele; und wie konnte es anders sein! Keine Medizin, keine Labung, kein Brot, kein Bett, kein Stroh, kein Ofen, kein Holz, und das bei der größten Kälte, die von November bis in [den] Februar anhielt, wobei die Häuser allen Winden, und Witterungen offenstunden. Das Beste dabei was noch, daß alle Kranken, und auch die Gesunden nichts als zu sterben verlangten.“⁹²

3. Die Salva Guardia: Berechnen nach dem kleineren Verlust

Die Problematik der Nahrungsökonomie, wie sie sich besonders Friesenegger vorstellte, kann in ihrer Komplexität anhand der Frage um die Salva Guardia veranschaulicht werden. Die Salva Guardia ist nach Meyers Großem Konversationslexikon eine „Schutzwache, die ein Truppenführer in Feindesland einzelnen Personen, Häusern etc. bewilligt, um sie vor Plünderung und Mißhandlung zu sichern“.⁹³ Sie wurde oft für das Kloster Andechs und das Dorf Erling geschickt bzw. konnte beim obersten Kriegskommandant angefragt werden und sie war immer zu besolden.⁹⁴ Die Logik des Umgangs mit der Salva Guardia war also die folgende: Anhand einer Bezahlung in Form von Geld war es möglich, mehr Lebensmittel und Tiere, aber theoretisch auch die Felder der Bauern und Häuser der Dorfbewohner/-innen zu schützen und zu erhalten. Sie konnte also eine Flucht der Bevölke-

⁹¹ Dazu zählten unberechenbar und plötzlich geforderte Kriegskontributionen, meist in Form von Steuern. Vgl. zum Beispiel ebd., S. 111.

⁹² Ebd., S. 71 f.

⁹³ Eintrag „Sauvegarde“, in: Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens [...], 6. Aufl., Bd. 17, Leipzig, u. a. 1909, S. 644.

⁹⁴ Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 35 f.

rung verhindern und schützte theoretisch auch die Bauern, wobei letztere gelegentlich der *Salva Guardia* helfen mussten. Sie bot also eine andere Handlungsmöglichkeit, die wiederum gut abgewogen werden sollte.⁹⁵ Als Andechs und Erling 1632 seine erste *Salva Guardia* bekamen, stellte Friesenegger fest, dass sie „viel nutzte, ungeachtet, daß sie selbst viel kostete“.⁹⁶ Als das Kloster 1633 die beträchtliche Summe von 220 Gulden für sie zahlen musste, fragte sich Friesenegger: „Sie hat uns freilich auch vieles erhalten, aber für wen? Für sich, oder den Feind, wer immer zurückkommt?“⁹⁷ Tatsächlich blieb die *Salva Guardia* in der Regel nur einige Tage vor Ort; was sie eben während dieser Zeit an Nahrungsmitteln schützen konnte, konnte theoretisch sofort nach ihrem Abmarsch geraubt werden.

Die *Salva Guardia* hatte zudem auch viele Nachteile. Sie kam manchmal zu spät,⁹⁸ war unberechenbar und konnte von einem Hauptmann auch geschickt werden, ohne, dass man sie verlangte. Das war Teil der Strategie, den Druck auf den Hunger in der Armee herabzusetzen, indem die Soldaten im Dienst dadurch ganz offiziell von der Landbevölkerung ernährt werden sollten. Friesenegger schrieb explizit, dass im Jahre 1633 die in Weilheim für den Winter mit zahlreichen Truppen stationierten Feldherren „fast in alle Dörfer, und Klöster *Salvam Guardiam* [schickten, A.R.], um ihre Leute zu vermindern, und auf fremde Kosten zu unterhalten“.⁹⁹ Für Andechs und Erling sollte also immer damit gerechnet werden. Außerdem begehrte sie nicht immer Geld als Bezahlung. Im August 1633, als sie unaufgefordert kam, begehrte sie nur Lebensmittel, gerade weil der Hunger sich näherte.¹⁰⁰

⁹⁵ Wie Martin Scheutz zusammenfassend geschrieben hat, ermöglichte die *Salva Guardia* „das Kloster auf diese Weise als funktionierende ökonomische Institution am Leben zu erhalten.“ Martin Scheutz, „im Rauben und Saufen allzu gierig“. Soldatenbilder in ausgewählten Selbstzeugnissen katholischer Geistlicher aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 12, 1 (2001), S. 51–72, hier S. 65.

⁹⁶ Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 34.

⁹⁷ Ebd., S. 40.

⁹⁸ Vgl. ebd., S. 146.

⁹⁹ Ebd., S. 38.

¹⁰⁰ Vgl. ebd., S. 74.

Sie forderte „einige Hennen, Hendl, Mehl und 2 Fässer Bier für die Offiziere.“ Das Kloster konnte aber nach Friesenegger nur ein Rehschlegel, 40 Maß Bier und Brot geben und bot „bei [der, A.R.] Unvermögenheit des Übrigen vorliebzunehmen“.¹⁰¹ Nach zwei Tagen ging sie ab. Dabei forderte sie jedoch 9 Gulden. Die Salva Guardia ließ zudem dem Wirt eine Rechnung von 20 Gulden unbezahlt.¹⁰² Genauso wie die kaiserlichen Soldaten das „Gastrecht“ selbst interpretieren konnten, war es die Salva Guardia, die über die Zahlung der Kosten entschied. Ein anderes Mal, da die „Salva Guardianer sahen, dass [...] Pferde, und Vieh immer weniger werden, und sie für jedes Stück täglich etwas Gewisses hatten“,¹⁰³ forderten sie plötzlich, für jedes zu schützende Pferd 20 und für jede Kuh 10 Kreuzer zu haben, was nach Friesenegger „in 2 Tagen das Salarium eines Monats“ machte. Friesenegger stellte dabei fest: „Und wir wußten gar nicht, was sie da taten, als den Hunger bewachen und vermehren“.¹⁰⁴

Insgesamt ist festzustellen, dass die Lage besonders in Hungersnotzeiten unübersichtlich war. Dabei bildeten auch Emotionen wie Furcht, Angst, Hoffnung oder Mitleid den Rahmen, in dem wichtige, rationale Entscheidungen zur Abwehr von Hunger und Gewalt getroffen wurden.

¹⁰¹ Ebd., S. 47.

¹⁰² Vgl. ebd. Zur „existentiellen Bedeutung“ einer guten Beziehung der Klosterinsassen zu den Söldnern in diesem Rahmen, siehe auch Scheutz, Soldatenbilder (wie Anm. 95), S. 66 f.

¹⁰³ Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 60.

¹⁰⁴ Ebd., S. 74.

*IV. Handeln zwischen Furcht und Hoffnung:
Einfluss auf die Kriegswahrnehmung*

1. Eine langjährig andauernde Angst vor dem Krieg als Alltagslast

In Hinblick auf Emotion ist zuerst festzustellen, dass Angst das Tagebuch des Abtes Maurus Friesenegger durchzieht.¹⁰⁵ Das lässt sich dadurch erklären, dass sie Teil der rationalen Nahrungslogistik und -ökonomie im Krieg war. Das wird in der ersten Kriegserfahrung auf bayerischem Boden im Jahr 1632 deutlich. Nachdem gemeldet wurde, dass „der Feind“ schon bei nahliegenden Städten war, wurden nach Friesenegger die folgenden Tage und Wochen „in lauter Jammern, Furcht, und Elend zugebracht“,¹⁰⁶ während das ganze Dorf die Flucht vorbereitete. Die besondere Rolle der Emotionen ist hier zu betonen: Angst und Furcht sind Grundbedingungen des Handelns. Ihr Ausdruck zeigt, dass eine Gefahr überhaupt wahrgenommen wurde. Die Furcht vor dieser Gefahr sowie vor dem Unbekannten und Ungewissen ermöglichte somit entsprechend eine schnelle Reaktion – hier die Flucht. In diesem Sinne stellen Angst und Furcht grundsätzliche und unumgängliche Teile der handlungsbezogenen Logistik und Ökonomie der Nahrung dar.

Zur Last wurden Angst und Furcht dadurch, dass sie nicht einmalig, sondern immer wieder über Jahre hinweg vorkamen und zu einer konstanten, unruhigen und bedrückenden Stimmung beitrugen. Im Jahre 1632 war der Krieg nämlich nicht nur bereits seit zwei Jahren psychologisch als eine sich annähernde Gefahr präsent,¹⁰⁷ auch die Flucht, die erst 1632 vollgezogen wurde, wurde schon mindestens seit dem vorherigen Jahr geplant. Von dieser Zeit an blieb die Angst om-

¹⁰⁵ Zur Bedeutung von Angst und Furcht in Selbstzeugnissen des Dreißigjährigen Krieges, vgl. Bähr, *Furcht und Furchtlosigkeit* (wie Anm. 16), S. 340–380.

¹⁰⁶ Friesenegger, *Tagebuch* (wie Anm. 9), S. 23.

¹⁰⁷ 1630 sollten die Erlinger „zur Abwendung [von] Krieg“ beten. Friesenegger schrieb dabei: „Da der Krieg immer fürchterlicher zu werden, und uns näher zu kommen scheint, wurde in unserer ganzen Diöces ein 40stündiges Gebet anbefohlen“. Ebd., S. 20.

nipräsent. Gründe dafür war unter anderem die Informationsübermittlung durch Flüchtlinge, die immer wieder von der „Tyrannei“¹⁰⁸ und den „unerschwinglichen Schatzungen“¹⁰⁹ der feindlichen Truppen erzählten. Friesenegger stellt hier fest: „Was die Flüchtlinge [...] für Schrecken verbreitet haben, ist leicht einzubilden, so daß [man] an vielen Orten schon auf die Flucht bedacht war“.¹¹⁰ Hinter der Flucht als logistische Herausforderung und rationale Entscheidung gibt es also vor allem eine Geschichte der Vorbereitung auf die Eventualität der Flucht. Häufig wurde eine Flucht in einem stressvollen Kontext vergeblich vorbereitet, da die angekündigten und gefürchteten Söldner mehrmals nicht kamen.

Diese letzte Überlegung bedeutete aber schließlich nicht, dass es in Hinsicht auf Angst und Furcht überhaupt keine Handlungsspielräume gab. Interessanterweise konnten die schrecklichen Erinnerungen an und Erfahrungen vom vergangenen Hunger und Krieg eine pragmatische, beruhigende Wirkung haben. 1638 schrieb Friesenegger bei der Drohung eines feindlichen Einmarsches in Bayern: „Also beschließen wir dieses Jahr wieder in Furcht, und Schröcken! Villeicht noch schrecklicher, wenn wir nicht fast schon an alles Übel gewöhnt wären!“¹¹¹

2. Eine schwierige, angstfördernde Informationslage als Alltagslast

Verantwortlich für die Tatsache, dass eine Flucht vergeblich vorbereitet wurde, war vor allem die schlechte Informationslage. Dem Abt zufolge gab es viele Gerüchte und „falsche Sage[n]“¹¹² und „man [war, A.R.] sowohl von Briefen, als [auch] Erzählungen öfters betrogen“.¹¹³ Die Schwierigkeit der Informationslage machte die Situation auch hektischer. Die

¹⁰⁸ Ebd., S. 21.

¹⁰⁹ Ebd., S. 24.

¹¹⁰ Ebd., S. 21.

¹¹¹ Ebd., S. 111.

¹¹² Ebd., S. 138.

¹¹³ Ebd., S. 24.

Informationen trafen oft gleichzeitig oder in kurzen Abständen ein und riefen emotional bedrückende Gruppen- bzw. Massenreaktionen hervor.

Als Friesenegger 1648 von einer Flucht nach München zurückkehrte und „mit größter Freude“ nach Andechs unterwegs war, traf er unterwegs „hauffenweis“ Flüchtlinge, die „schreckliche Dinge erzählten“,¹¹⁴ sodass er sich entschied, abermals nach München zu fliehen. Frieseneggers „Zurückkunft in die Stadt“ spielte aus zwei Gründen eine besondere Rolle: Erstens war Friesenegger als Flüchtling selbst und als Person, die Informationen von anderen Flüchtlingen erhalten hatte, eine wichtige Informationsquelle über die Situation außerhalb der Stadttore. Friesenegger war nämlich der erste, der in München von einer Bedrohung berichten konnte. Zweitens war er zu dieser Zeit schon Abt von Andechs und somit im Umland bekannt. Gerade, weil den Menschen zu dieser Zeit bewusst war, dass Personen in bedeutenden Ämtern und Funktionen oft gut informiert waren, konnten besonders diese wichtigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens durch ihre Flucht Massenbewegungen einleiten.¹¹⁵ In seinem Tagebuch erzählte Friesenegger, dass er deswegen in München „zur hohen Ungnad“ aufgenommen wurde, da er durch sein Auftreten „die Stadt in [...] übermäßigen neuen Schrecken gesetzt“ hätte. Er sollte danach auf Befehl des Kurfürsten sich vor dem Stadtkommandanten erklären und musste „ein scharfes Examen aushalten“, denn seine zweite Flucht wurde als „unnötig“ wahrgenommen. Der Abt rechtfertigte sich: Er sagte, dass er sich persönlich bedroht gefühlt habe und dass er wisse, wie gefährlich die Lage auf dem Land sein konnte. Er schrieb nämlich: „Ich sagte, was ich gesehen, und was wahr war, übrigens berufte ich mich auf den Augenschein, und Ein-

¹¹⁴ Ebd., S. 161.

¹¹⁵ Vgl. ebd., S. 133–135. Friesenegger war tatsächlich oft unter den ersten, die Nachrichten vom Krieg bekamen, dadurch dass der Kurfürst ihm als Abt sofort befahl, die Reliquien von Andechs einzupacken und in Sicherheit zu bringen.

holung der Erfahrnis [...]. – So wenig wußte, und glaubte man in der Stadt, was auf dem Lande geschah“.¹¹⁶

Die Informationsaufnahme an sich war schließlich oft besonders emotional besetzt. Feuer war beispielsweise ein wichtiges Element, um die Ankunft von Soldaten vorherzusehen. Diese Art von Information war aber besonders furchteinflößend. Friesenegger berichtet für das Jahr 1633, dass man bei Augsburg „erschrockliche Feuerbrünste [sah, A.R.], wovon die eine Tag, und Nacht dauerte, woraus man nichts anderes schließen konnte, als daß die Augsburger Schweden nunmehr, weil sie in Baiern keinen Soldaten mehr wußten, alles verheerten. Daher bereitete sich wieder alles, sowohl im Kloster als in Erling, wo eben Kirchenweihe war, auf die traurigste Flucht“.¹¹⁷

3. Verflechtungscharakter des Kriegs:

Hoffnung und Ohnmachtsgefühl im Alltag

Die Kriegswahrnehmung von Maurus Friesenegger war vom verflochtenen Charakter des Krieges bestimmt. Mehrmals schreibt er, dass die Lage in Andechs und Erling noch bedeutend besser war, als an vielen anderen Orten. Nachdem er von neuen Plünderungen in Erling berichtete, schrieb er zum Beispiel: „So arg als es bisher uns allhier ergangen, sagten doch die Schwaben, die öfters auf ihrer Flucht zu uns kamen, daß wir noch im Paradiese seien“.¹¹⁸ Für Regina Schulte sind solche Sätze ein Zeugnis davon, dass Friesenegger dabei „die magische Geschütztheit des Ortes“¹¹⁹ inszenierte. Wenn es doch sehr wahrscheinlich zu seiner Wahrnehmung gehört hat, zeugt aber auch ein solches Schreiben von der mitleidvollen Wahrnehmung ei-

¹¹⁶ Ebd., S. 161. Unmittelbar nach der zweiten Flucht blieb jedoch die Gegend verschont und die verursachte Massenreaktion erwies sich am Ende tatsächlich als nutzlos und übertrieben.

¹¹⁷ Ebd., S. 50. Über das Feuer als Informationsquelle siehe auch ebd., S. 24.

¹¹⁸ Ebd., S. 44 f. und gleichermaßen ebd., S. 29, 49 u. 171.

¹¹⁹ Schulte, Die verkehrte Welt (wie Anm. 10), S. 70.

nes Verflechtungsnetzes: Nahezu alle Gegenden und alle Lebensbereiche sind durch den Krieg betroffen.

Die Chronik berichtet in der Tat nicht nur über Andechs und Erling, sondern beispielsweise auch über das relativ nahliegende Landsberg und über das Elend ihrer Bewohner/-innen, weil sie auch und vor allem eine Geschichte vom gemeinsamen Schicksal des Hungers ist. 1633 berichtet Friesenegger, dass die mit den Schweden verbündeten Augsburgener die Stadt Landsberg überfielen. Sie „plünderten selbe 4 Tage, quälten [...] die Leute erschrecklich, und gingen mit der Beute zurück“. ¹²⁰ Für den Prälat wurden die Augsburgener aus Hunger getrieben, da „die Kroaten [wegen einer Art Belagerung, A.R.] schon lange Zeit nichts mehr [in Augsburg, A.R.] hineinließen“. ¹²¹ In der Wahrnehmung Frieseneggers war es somit klar, dass der Hunger, der von den „Kroaten“ selbstverursacht wurde, wiederum Hunger und Gewalt bei den Augsburgern schuf, die wiederum den Hunger und das Elend nach Landsberg brachten. Der Hunger der „Feinde“ wurde der Hunger der „Freunde“, was wiederum Einfluss auf den eigenen Hunger haben konnte. Auch die „ungeheure Menge“ Mäuse auf den Feldern von Erling zeugte in der Wahrnehmung des Abtes vom verflochtenen Charakter eines Krieges, der in Hinsicht auf die Nahrungsfrage letztendlich die ganze Umwelt bzw. den gesamten Mikrokosmos traf. Es gebe nämlich so viele Mäuse, da die spanischen Truppen, die vorhin in der Gegend stationiert wurden, alle Katzen ¹²² „rein aufgezehrt“ hätten. ¹²³

¹²⁰ Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 49.

¹²¹ Ebd.

¹²² Die Erwähnung Frieseneggers, dass Katzen zu diesem Zeitpunkt durchaus gegessen wurden, drückt die Dramatik der Situation aus. Katzen essen war für die Zeitgenossen ungewöhnlich und sogar „unnatürlich“ bzw. abscheulich – vgl. dazu Wilhelm Krämer, M. Johann Daniel Mincks Chronik über den 30jährigen Krieg, in: Beitrag zur Hessischen Kirchengeschichte 2 (1905), S. 1–38, hier S. 22 sowie Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 58 u. 92. Bei Friesenegger dient diese Erwähnung der Katzen dazu, das Ausmaß der Hungersnot und des damaligen „Elends“ zu beschreiben.

¹²³ Vgl. Friesenegger, Tagebuch (wie Anm. 9), S. 100. Eine solche Wahrnehmung kann auch schließlich für die Pest und andere Seuchen gelten. Solche schienen

Gerade, weil Friesenegger und die zivile Bevölkerung sich dem kriegsbedingten Verflechtungscharakter bewusst waren, stellte sich heraus, dass nicht nur Furcht, sondern auch Hoffnung die Kriegswahrnehmungen der Bevölkerung prägten. Diese Hoffnung lag hauptsächlich im verbündeten Heer. In den Augen Frieseneggers zumindest waren es einzig und allein die bayerischen und kaiserlichen Soldaten, die dem Krieg und somit allen Übel ein Ende bereiten konnten.¹²⁴ Es ist somit im Sinne der Kriegseignisse, dass „der tapferste Held“ und Heerführer Johann von Werth von Friesenegger so verehrt wurde.¹²⁵ Aus der Perspektive des Vernetzungscharakters des Kriegs konnten selbst militärische Entscheidungen einen großen Einfluss auf die Nahrungssituation haben. Dies zeigt sich am Beispiel der Belagerung der Stadt Landsberg – immer noch mit den Schweden verbündet – im Jahre 1633. Nach dem Rückzug der bayerischen Truppen mussten die meisten Erlinger fliehen. Friesenegger berichtet:

„Den 17ten Dezember wurde unsere Salva Guardia abgerufen zur Belagerung der Stadt Landsberg, wodurch uns die größte Hoffnung zugeing, nicht nur von den Schweden, sondern auch von unseren Leuthen [die kaiserlichen Truppen, A.R.] befreit zu werden, die den Feind außer Land verfolgen sollten. Die Belagerung ging glücklich fort. Die Besatzung war schwach. [...] Und siehe, auf einmal kommt die Order, sich zurückzuziehen. Die Stadt wurde dem Schweden gelassen und die Belagerungsarmee zog sich wieder in ihr altes Standartquartier in Baiern zurück. Jetzt war erst höchste Not“.¹²⁶

„Höchste Not“ war es tatsächlich, weil es jetzt gleich zwei Heere auf einem beschränkten Raum gab, die somit Druck in Hinsicht auf Nahrung ausübten. Für Friesenegger war der Ausgang der Belagerung schließlich besonders enttäuschend, weil die hungrigen „Freun-

nämlich zu entstehen, wo „sehr viele Leute, und Pferde vor Hunger, und Not [...] krepirt sind“. Ebd., S. 167.

¹²⁴ Vgl. ebd., S. 110 f.

¹²⁵ Vgl. ebd., S. 106.

¹²⁶ Ebd., S. 34 f.

de“ dann genauso häufig wie die feindlichen Soldaten plünderten. Das Verflechtungssystem des Kriegs konnte also Hoffnung schaffen, aber häufiger noch wurde Hoffnung zerstört. Und mit dieser zerstörten Hoffnung musste man im Alltag umgehen und weiter leben. Dies trug zu einem persönlichen Ohnmachtsgefühl bei. So schrieb Friesenegger 1645:

„Unter der Zeit wurden wir doch immer mit der Hoffnung getröstet, daß unsere Armee mit Kaiserlichem Succurs dem Feind entgegen gehen, und vor unserem Verderben zurück halten werde. Aber welche eitle Hoffnung, und schwaches Vertrauen auf die Kaiserlichen, die selbst mehr, als die Feinde nach Baiern lüsterten!“¹²⁷

V. Fazit

Es boten sich für diese zivilen Akteure des Krieges eine ganze Reihe von Handlungsmöglichkeiten in Hinblick auf die Nahrungsfrage: Flüchten, mit den Soldaten verhandeln, sich mit Waffen und Gewalt selbst wehren, Lebensmittel und Tiere behalten und verstecken sowie zur richtigen Zeit kaufen oder verkaufen, sich eine *Salva Guardia* leisten, usw. Es gab immer die Möglichkeit, die kurzfristige Sicherheit des eigenen Lebens über das langfristige, stabilere Überleben zu stellen, und andersherum. Diese Entscheidung hing in hohem Maße von der Jahreszeit, vom Niveau der Preise, vom Alter, Gesundheit- oder Hungerslage, von Familien-, Dorf- oder Herrschaftspflichten, insbesondere zur Arbeit, sowie von Netzwerken, von Eigentum und aktuellem Vermögen oder auch von der allgemeinen Informationslage ab. Diese Handlungsmöglichkeiten waren aber vor allem durchweg Reaktionen, dadurch dass der Krieg nicht nur als eine „Geißel Gottes“,¹²⁸ sondern auch größtenteils als menscheninduziert wahrgenommen wurde: Generäle hatten Einfluss auf den Krieg, Soldaten wurden durch den Krieg und den Hunger verwildert, und selbst die

¹²⁷ Ebd., S. 139.

¹²⁸ Ebd., S. 112.

Pest wurde als eine Folge des Hungers und des Mordens betrachtet. Nur Naturkatastrophen verschlimmerten unabhängig das „Übel dieser Zeiten“,¹²⁹ welches im Endeffekt in der Wahrnehmung Frieseneggers zu groß, lang und kompliziert bzw. zu verflochten und unberechenbar und daher „für Menschen unbegreiflich“¹³⁰ war. Hier wird die Chronik in einem schicksalhaften bzw. kosmologisch-fatalistischen Rahmen einbezogen. Die Menschen, und vor allem Friesenegger selbst, handelten viel; sie taten alles, was sie konnten, aber am Ende konnte es nicht anders sein, als es geschah. Trotz all der auf sich genommenen Last sind Menschen gestorben – jedoch ist das „kein Wunder!“¹³¹ Andere haben überlebt – erst hier lässt sich die magische, gnädige Einflussnahme des besonderen heiligen Ortes, ja von Gott selbst in die Chronik einbeziehen. Das Äußerste erklärt in diesem Tagebuch als Bewältigungsmöglichkeit das Heilvollste – nicht andersrum. Die Annahme eines Erklärungsmusters der Schreibsituation, die von der Aufzeichnung des Alltäglichen zum Magischen voranschritt, ermöglicht somit eine Sichtweise der besonderen Authentizität des Textes, welche ansonsten, bei der Trennung des Magischen vom Alltäglichen, von Anfang an als unglaubwürdig erscheinen müsste und im Feld einer besonderen Inszenierung gefangen wäre.

Eine solche Fokussierung auf das Problem der Nahrung kann schließlich nicht nur zu neuen mikro-, sondern auch makrohistorischen Perspektiven führen. Besonders hinsichtlich des Staatsbildungsprozesses wäre eine solche Untersuchung aufschlussreich. Paulette Choné hat die Kriegsdarstellungen „Les Misères et les Malheurs de la guerre“ von Jacques Callot interpretiert als einen Beitrag „zur Idee, nach der das Militär eine Stütze und ein Bewahrer der *res publica* zu sein habe“.¹³² Auch im Tagebuch des pragmatischen Abtes, der sich damit durchaus nah an der Vorstel-

¹²⁹ Ebd., S. 87.

¹³⁰ Ebd., S. 70.

¹³¹ Ebd., S. 69.

¹³² Paulette Choné, Die Kriegsdarstellungen Jacques Callots: Realität als Theorie, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick (Hrsg.), Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 409–426, hier S. 426.

lung von staatlicher Macht als Sicherheitsgarant befand, könnte man den Wunsch „für ein durch den Staat diszipliniertes Heer“¹³³ herauslesen, was dabei hauptsächlich, ja sogar nur durch eine bessere Nahrungslogistik erfolgen sollte. Das Thema einer besseren Nahrungslogistik könnte schließlich auch hinsichtlich einer erweiterten Militärgeschichte interessant sein. Konnte man nicht strategisch gerade im Rahmen einer „strategy of attrition“,¹³⁴ welche im 17. Jahrhundert immer geliebter wurde,¹³⁵ durch eine Verbesserung der Nahrungslogistik Krieg gewinnen? Schrieb nicht Kardinal Richelieu, dass „die Geschichte mehr Beispiele für den Untergang von Heeren durch den Mangel an Brot und Disziplin als durch feindliche Waffen bietet“?¹³⁶

¹³³ Johannes Burkhardt, Schlusskommentar und Ausblick, in: Benigna von Krusenstjern, Hans Medick (Hrsg.), *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, 2. Aufl., Göttingen 2001, S. 595–600, hier S. 600.

¹³⁴ Geoffrey Parker, *The Military Revolution: Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800*, Cambridge, MA, u. a. 1988, S. 61.

¹³⁵ Ebd., S. 61–64.

¹³⁶ „Il se trouve en l'Histoire beaucoup plus d'Armées péries par faute de Pain & de Police, que par l'effort des Armes Ennemies“. Cardinal de Richelieu, *Testament politique, édition critique, avec une introduction et des notes par L. André*, Paris 1947, S. 296.

Alexander Querengässer

Belagerungen im Großen Nordischen Krieg

I. Einleitung

Der Große Nordische Krieg steht, obwohl es sich hierbei um den zweitlängsten militärischen Konflikt der Frühen Neuzeit handelt und in den zudem der halbe Kontinent verwickelt gewesen war, nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit einer internationalen Forschungsgemeinschaft. Gerade in Westeuropa konzentriert sich diese stärker auf den Spanischen Erbfolgekrieg, der mit den schillernden Feldherrennamen eines Prinzen Eugen und eines Herzog von Marlborough sowie gewaltigen Schlachten, wie jenen bei Höchstädt, Ramilles oder Malplaquet verbunden wird. Die Feldzüge des Großen Nordischen Krieges wurden von kleineren Armeen entschieden, was vielleicht ein Grund dafür ist, dass außer Narwa und Poltawa fast all diese Schlachten in Vergessenheit geraten sind. Und wenn es einen Feldherrn gibt, der aus diesem Konflikt in Erinnerung geblieben ist, so ist es die Person des schwedischen Königs Karl XII.

Ein in beiden Fällen eher an den Rand der Betrachtungen gedrängter Aspekt der Kriegsführung betrifft den Belagerungskrieg. Jamel Oswald schrieb diesbezüglich über die Struktur der Marlborough-Biografien: „Dozens of pages are spent analyzing his battle tactics and manoeuvres, while the fortresses and sieges that stymied his advances on a dozen occasions are relegated to brief, stereotyped treatment. In campaign narratives, one day of battle is given more treatment than a year’s worth of siege“.¹

¹ Jamel Oswald, *Marlborough and Siege Warfare*, in: John B. Hattendorf, August J. Veenendaal Jr., Rolof van Hövell tot Westerflier (Hrsg.), *Marlborough. Soldier and Diplomat*, Rotterdam 2012, S. 122–143, hier S. 124.

Oswald liefert in der Folge eine erste Analyse der von Marlborough im Spanischen Erbfolgekrieg unternommenen Belagerungen. In Flandern traf die alliierte Armee auf den dichtesten und modernsten Festungsgürtel der Welt. Zwar fiel dank sorgsamer Vorbereitung eine Stadt nach der anderen, doch die Überwindung der unzähligen von Sebastian le Prestre de Vauban errichteten Anlagen hielt den Vorstoß der Alliierten mehrere Jahre lang auf. Damit erfüllten sie ihren eigentlichen Zweck, nämlich Einfälle feindlicher Armeen nach Frankreich, wie es sie noch im Dreißigjährigen Krieg gegeben hatte, zu verlangsamen oder gänzlich zu verhindern.

Die weiten Kriegsschauplätze Nordosteuropas boten keine derartigen Festungsgürtel. Das Land war (und ist) wesentlich dünner besiedelt, weswegen schon die Voraussetzung für solche Sperranlagen nicht gegeben war. Dennoch spielten Belagerungen eine entscheidende Rolle im Großen Nordischen Krieg, denn dieser wurde mit drei Belagerungen, der von Tönning durch Dänemark, Riga durch Sachsen und Narwa durch Russland eröffnet. Die Schweden hatten zu dieser Zeit ihre wichtigsten Städte an der südlichen und östlichen Ostseeküste zu modernen Festungen ausgebaut. Aber auch fernab der Küsten konnten gut angelegte und ausreichend verteidigte Festungen den Verlauf eines Feldzugs entscheidend beeinflussen. So nahm die Belagerung von Thorn durch die schwedische Armee 1703 nahezu die gesamte Feldzugssaison in Anspruch. Überhaupt ist es bei einem ersten Blick auf die vorhandene Literatur zum Großen Nordischen Krieg durchaus auffällig, dass Belagerungen wesentlich mehr Zeit in Anspruch nahmen, als im Spanischen Erbfolgekrieg und nicht selten erfolglos verliefen. Es scheint daher geboten, diese Belagerungen zu analysieren und die Faktoren heraus zu arbeiten, die für ihre Dauer und ihren Ausgang verantwortlich waren.

II. Quellen und Literatur

Für die vorliegende Untersuchung soll versucht werden, das Vorgehen bei Belagerungen anhand der vorhandenen Forschungsliteratur

zu analysieren.² Operationsgeschichtlich ist der Große Nordische Krieg vor allem aus schwedischer und russischer Sicht befriedigend aufgearbeitet worden. Erst 2010 legte Peter Hoffmann mit *Peter der Große als Militärreformer und Feldherr*³ ein Überblickswerk über die Feldzüge der russischen Armee vor. Allerdings geht der Autor darin nicht auf die Bedeutung technischer Truppen ein. Eine der nach wie vor besten deutschsprachigen Studien liefert *Die Feldzüge Karls XII.*⁴ aus der Feder des Deutsch-Dänen Christian Frederick Conrad Sarauw von 1881. Sarauws Arbeit stützt sich weniger auf ein intensives Quellenstudium, als auf eine Auswertung der vorhandenen schwedischen Literatur. Die Belagerung Thorns, eines der wichtigsten und gleichzeitig nahezu vergessenen Ereignisse des Großen Nordischen Krieges, wird in Karl Hoburgs *Die Belagerungen der Stadt und Festung Thorn seit dem 17. Jahrhundert* aus dem Jahr 1844 mit geschildert.⁵ Hoburgs Darstellung ist sehr detailliert. Allerdings betreibt er Geschichte ganz im Sinne Leopold Rankes, ohne die Ereignisse, die er rekonstruiert zu analysieren. Die Belagerung Stralsunds 1715 wurde 1922 in einer Monografie durch Herman Voges aufgearbeitet.⁶

Die Belagerungen sollen nach Art ihres Ablaufs analysiert werden. Im Zentrum steht dabei die Frage, von welchen Faktoren Erfolg und Misserfolg einer Belagerung im Großen Nordischen Krieg abhing und welche Rolle der Faktor Raum im Gegensatz zum Spanischen Erbfolgekrieg spielte. Vorher empfiehlt es sich jedoch, einen Blick auf

² Boris Megorskys Artikel im Great Northern War Compendium ist mehr eine allgemeine Darstellung über die technischen Vorgänge bei einer Belagerung um 1700, als eine Analyse der zeitlichen Abläufe und Erfolgsparameter von Belagerungen im Großen Nordischen Krieg, vgl. Boris Megorsky, *Siege Operations in the Great Northern War*, in: Steve Kling (Hrsg.), *Great Northern War Compendium*, Vol. 1, St. Louis 2015, S. 165–172.

³ Peter Hoffmann, *Peter der Große als Militärreformer und Feldherr*, Frankfurt/M. 2010.

⁴ Christian Frederick Conrad Sarauw, *Die Feldzüge Karls XII. Ein quellenmäßiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Kabinettspolitik Europas im XVIII. Jahrhundert*, Leipzig 1881.

⁵ Karl Hoburg, *Die Belagerungen der Stadt und Festung Thorn seit dem 17. Jahrhundert*, Thorn 1844.

⁶ Hermann Voges, *Die Belagerung von Stralsund im Jahre 1715*, Stettin 1922.

die Verfügbarkeit technischer Truppen innerhalb des schwedischen, russischen, sächsischen und dänischen Militärs zu werfen.

*III. Technische Truppen als Entwicklungsdefizit
und die Bedeutung des Raumes*

Belagerungen nahmen im Großen Nordischen Krieg einen wesentlich längeren Zeitraum ein, als beispielsweise in Flandern während des Spanischen Erbfolgekrieges, obwohl die Armeen des Herzog von Marlborough hier auf die wesentlich stärkeren französischen Festungen Vaubans stießen. Um diese zu Fall zu bringen benötigte sein Heer allerdings selten, wie im Fall von Lille 1708, mehr als zwei Monate.⁷ Karls Belagerung der Stadt Thorn 1703 dauerte hingegen beinahe volle fünf Monate, die erfolglose Belagerung Rigas durch die Sachsen 1700/1701 anderthalb Jahre, die ebenso erfolglose Belagerung Narwas durch Peter den Großen hatte 1700 ebenfalls zwei Monate gedauert, ohne dass sich ein russischer Erfolg abgezeichnet hätte. 1709 belagerte Karl drei Monate lang die Stadt Poltawa, ehe er auf den Feldern vor der Stadt durch russische Truppen geschlagen wurde. All diese Operationen zeichneten sich durch eine schlechte Vorbereitung und Durchführung der Belagerung aus, was auch auf den Mangel entsprechender Spezialeinheiten zurückzuführen ist. Während Marlborough in Flandern auf die exzellenten Dienste holländischer Ingenieure zurückgreifen konnte,⁸ verfügten Sachsen, Russen und Schweden nur über wenige technische Truppen. Karls Belagerungen der Städte Thorn und Poltawa waren dabei ebenso schlecht durchgeführt, wie die sächsische von Riga 1700/1701.

Als einzige am Krieg beteiligte Nation verfügte Kursachsen über nennenswerte technische Truppen. 1698 hatte Kurfürst Friedrich August I. (besser bekannt als August der Starke, oder als August II. von Polen) die Aufstellung einer Kanonierkompanie angeordnet. Diese

⁷ Vgl. Ostwald, Marlborough and Siege Warfare (wie Anm. 1), S. 132.

⁸ Vgl. ebd., S. 132–137.

umfasste 224 Mann, davon 80 Kanoniere und 120 sogenannte Handlanger. Die Offiziere für diese Formation sollten in Frankfurt/M., Nürnberg und den Generalstaaten angeworben werden.⁹ Im Frühjahr 1700 wurde die Kompanie um eine Abteilung Mineure (1 Leutnant und 10 Mineure) ergänzt. Für die Einheit waren Fachleute aus den Niederlanden angeworben worden.¹⁰

Parallel dazu erfolgte die Aufstellung eines Pontonierkorps für Brückenarbeiten. Auch hierfür wurden kriegserfahrene Männer, aber auch Brückenbaumaterial aus den Generalstaaten beschafft.¹¹

Ein etabliertes Ingenieurkorps gab es zu Beginn der Regierungszeit Augusts des Starken noch nicht. Ingenieure wurden erst im Bedarfsfall angeworben und in Friedenszeiten auf Wartegeld gesetzt. Durch die vielen Feldzüge, an denen die kursächsischen Truppen unter Johann Georg III. und Johann Georg IV. in Ungarn und am Rhein beteiligt gewesen waren, stieg der Bedarf an ausgebildeten Ingenieuren, sodass eine Reihe niederländischer und französischer Spezialisten in sächsische Dienste traten. Friedrich August I. versuchte schließlich nach Abschluss des Friedens von Rijswijk weitere Fachleute aus dem

⁹ Vgl. SächsHstA Dresden 11269 Hauptzeughaus, Loc. 340 Errichtung der Kanonier u Minir= Compagnie des Hauptmann Zitzner bet. Deren Ergänzung aus der Hausbestellung zum Marsch nach Polen 1698–1700, Bl. 20/2; Frank Bauer, Zur Organisation und Struktur der kursächsischen Armee an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, in: Sächsische Heimatblätter 5 (1983), S. 224–227, hier S. 226; Entgegen dieser Quelle datiert Thenius die Errichtung fester Artilleriekompanien auf das Jahr 1701, vgl. Walter Thenius, Die Anfänge des stehenden Heerwesens in Kursachsen unter Johann Georg III. und Johann Georg IV., Leipzig 1912, S. 78; Kretschmar reist in seiner zweibändigen Geschichte der sächsischen Feldartillerie die Zeit von 1620 bis zu den Schlesischen Kriegen auf den ersten 20 Seiten ab, gibt also nur einen sehr groben Überblick. Zur Errichtung der Kanonierkompanien vgl. A. von Kretschmar, Die Geschichte der kurfürstlich und königlich sächsischen Feldartillerie von 1620–1820, Berlin 1876, S. 7.

¹⁰ Vgl. SächsHstA Dresden 11269/340 Errichtung der Kanonier u Minir=Compagnie (wie Anm. 9), Bl. 23/2; Friedrich Wilhelm Hansch, Geschichte des Königlich Sächsischen Ingenieur- und Pionierkorps (Pionier-Bataillons 12), Dresden 1898, S. 35 f., Hansch ordnet die Mineure seit ihrer Errichtung 1697 der Artillerie zu, nach der genannten Akte wurden sie aber erst 1700 offiziell unterstellt.

¹¹ Vgl. ebd., S. 35–38; Thenius, Die Anfänge des stehenden Heerwesens (wie Anm. 9), S. 79.

Dienst der Generalstaaten zu übernehmen. Durch die Vermittlung des in englischen Diensten stehenden Herzogs von Württemberg konnten drei Ingenieure gewonnen werden. 1698 wurde das Korps, dessen Etat nun auf 8 Ingenieure und 16 Kondukteure festgesetzt war,¹² direkt dem Generalstab untergeordnet und die Unterstellung zur Artillerie somit aufgehoben. Das Kommando über dieses erste Ingenieurkorps führte der aus Pommern stammende Nikolaus Ludwig Baron von Hallert, der 1695 in kursächsische Dienste getreten war.¹³

Zar Peter I. musste bereits bei der Belagerung Narwas im Oktober 1700 feststellen, dass ihm qualifizierte Ingenieure fehlten, um die Circumvallationslinie, die die Stadt einschließen, und die Contravallationslinie, die sein Heer vor dem Angriff durch Entsatztruppen schützen sollte, zu errichten und die Anlage von Parallelen und Laufgräben zu überwachen. Ihre Konstruktion ging schließlich vor allem auf die Pläne des sächsischen Generals von Hallert zurück, den August der Starke an die zaristische Armee überstellt hatte.¹⁴

Auch die Qualität der schweren Artillerie spielte eine nicht unerhebliche Rolle. So musste Peter I. schon zu Beginn der Belagerung von Narwa Anfang Oktober 1700 eingestehen, dass der russische Geschützpark von schlechter Qualität gewesen sei. Die Lafetten etlicher großer Kanonen waren defekt und die schweren Mörser warfen nur Steinkugeln. Bis zum 21. Oktober trafen weitere Geschütze ein, aber der teilweise heftige russische Beschuss zeigte kaum Wirkung auf die Verteidiger. Im November neigten sich zudem die Pulver- und Munitionsvorräte dem Ende zu, weswegen der Versuch, eine Bresche in die Mauern der Stadt zu schießen, fallen gelassen und der tägliche

¹² Zum Vergleich: die Generalstaaten beschäftigten im Laufe des Spanischen Erbfolgekrieges ca. 275 Ingenieure, vgl. Ostwald, Marlborough and Siegfried Warfare (wie Anm. 1), S. 134.

¹³ Vgl. Hansch, Ingenieur- und Pionierkorps (wie Anm. 10), S. 35–38; Thenius, Die Anfänge des stehenden Heerwesens (wie Anm. 9), S. 79.

¹⁴ Hallerts Tagebuch zu diesen Ereignissen ist vor langer Zeit ediert worden, heute allerdings nur noch schwer erhältlich: Friedrich Bienemann, Das Tagebuch des Generals von Hallert über die Belagerung und Schlacht von Narwa, Reval 1894.

Beschuss sich drastisch reduziert wurden.¹⁵ Dass eine Belagerung aus Mangel an Munition scheiterte, sollte im Großen Nordischen Krieg mehr als einmal der Fall sein.

Anders als auf dem flandrischen Kriegsschauplatz im Spanischen Erbfolgekrieg, wo Marlborough aufgrund des dichten Festungsnetzes seinen Belagerungsartilleriepark stets nur wenige Tagesmärsche entfernt hinter den sicheren Wällen einer Stadt lagern konnte, musste dieser im Großen Nordischen Krieg über große Distanzen heran geführt werden und traf oftmals erst nach Beginn einer Belagerung ein. Während die Belagerungsheere über Land zogen, konnten sie sich nicht mit den schweren Geschützen belasten. Diese wurden daher überwiegend auf dem Wasserweg auf anderen Routen nachgeführt. So verlegte die kursächsische Armee bereits zwei Jahre vor Kriegsbeginn über 100 Kanonen und Mörser in den Norden Polens. Am 1. November 1698 richtete August ein Schreiben an die Kurfürsten von Brandenburg und Braunschweig-Hannover, die Herzöge von Braunschweig-Celle und Mecklenburg-Schwerin, sowie die Fürsten von Anhalt. Darin bat er darum „eine gewisse Anzahl schweren Geschütze, an Stücken und Mörsern, samt zugehörigen apparat und zweyen Compagnien Canoniers à 223 Mann, incl. Prima planes und also zusammen 446 Mann, zu Waßer bis Lauenburg oder Hamburg und zu Lande bis Lübeck“,¹⁶ transportieren lassen zu dürfen.

¹⁵ Vgl. Sarauw, *Feldzüge Karls XII* (wie Anm. 4), S. 49; Hoffmann, *Peter der Große* (wie Anm. 3), S. 58.

¹⁶ Zit. SächsHstA Dresden 10024 Geheimer Rat, Loc. 9316/5 Abschiedung der schweren Artillerie und Zubehör mit zwei Kompanien Kannoniere zu Wasser von Dresden nach Lauenburg oder Hamburg, weiter zu Lande bis Lübeck und dann nach Polen zu transportieren, 1698, item Durchmärsche unterschiedlicher Truppen, sowohl kursächsischer als sonderlich benachbarter, nämlich königlich preußischer Varenischer Rekruten nach Landau, sachsen-gothaischer vier Regimenter, so an die Generalstaaten [der Vereinigten Niederlande] überlassen worden, item gothaische und mecklenburgische Truppen des Braunschweig-Wolfenbütteler Reichskontingents nach dem Mittelrhein, eines königlich dänischen, dann eines fürstlich wolfenbüttelschen und eines fürstlich sachsen-gothaischen Regiments zu Fuß und anderer, sonderlich auch der königlich preußischen Rekruten nach der Donau, 1699–1707, Bl. 60.

Die Fürsten gaben ihre Zustimmung. Die Hansestadt Lübeck erhielt schließlich für den Weitertransport der Artillerie 6.000 Taler.¹⁷ Der Artilleriezug mit insgesamt 126 Geschützen erreichte schließlich im Februar 1699 Danzig.¹⁸ Vorerst wurden die Kanonen in der alten Deutschordensburg Marienburg eingelagert. Der kürzeste Weg von hier nach Riga führte später über die schiffbaren Flüsse Nogat und Weichsel zurück nach Danzig. Hier charterte die Armee Handelsschiffe, die Geschütze und auch Fourage über die Ostsee nach Dünamünde brachten.¹⁹ Der Pontontrain sollte dagegen auf dem Landwege nach Riga verlegt werden. Auch hier ergaben sich Verzögerungen, denn obwohl der Befehl zur Anschaffung der Pferde bereits im März 1700 erging, fehlte es am nötigen Geld. Erst als Generalfeldmarschall von Steinaus Armee im Juni in Marienburg eintraf, konnten 263 Pferde bereit gestellt werden, „welche schlecht genug seien, daß zu besorgen steht, sie werden gedachte Pontons wegen schlechter Pferde unterwegs stehen lassen“.²⁰

Ähnliche Schwierigkeiten ergaben sich beider Heranführung von Belagerungsmaterial durch die Schweden zur polnischen Grenzfestung

¹⁷ Vgl. SächsHstA Dresden 10024 Geheimer Rat, Loc. 9123/12 Das 1. Buch Kriegssachen sonderlich beordnungen in die Kriegs casse betref., Bl. 449.

¹⁸ Nach Kretzschmar umfasste der Zug: 4 Zweiunddreißigpfund Steinkartauten „die Furien“, 2 Vierundzwanzigpfund Haubitzen „die Meerkatzen“, 2 Sechzehn und 2 Zwölfpfund Haubitzen „die Höllenhunde“, 24 Vierundzwanzigpfund Geschütze, davon 12 aus der Serie „wilde Männer“, 12 „Monate“, 7 „Syrenen“, 4 „Tageszeiten“, 4 „Morgenpferde“, 5 „mit der Krone“, 24 Achtpfund Geschütze, davon 7 der Serie „Planeten“ und 17 der Serien „Bär“, „Hirsch“ und „Hund“, 24 Vierpfund Regimentsstücke, 4 Zweihundertsechszwanzigpfund Mörser „die Monarchien“, 4 Einhundertsechszwanzigpfund Mörser „die Plutons“, 4 Sechszwanzigpfund Mörser „die fliegenden Geister“, 4 Vierundsechszwanzigpfund Mörser „die Höllenhunde“, 1 Zweiunddreißigpfund Mörser, 1 Sechszwanzigpfundmörser und 6 Achtpfundmörser, vgl. Kretzschmar, Feldartillerie (wie Anm. 9), S. 7.

¹⁹ So existiert beispielsweise ein Kontrakt vom 18. Juni 1699 zwischen der Armee und dem Kapitän Hendrick Foppes, dessen Schiff *Der verguldet Stern* mit 90 Lasten für eine „volle bequeme Ladung an Mehl oder proviant“ angemietet wurde, vgl. SächsHstA Dresden 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Loc. 10843 Transport der Artillerie von Marienburg nach Memel betr. 1700, ohne Bl.

²⁰ Zit. Hansch, Ingenieur- und Pionierkorps (wie Anm. 10), S. 39. Da es außerdem an Fuhrleuten mangelte, mussten ungelernete Infanteristen für diese Arbeiten abgestellt werden.

Thorn. Als Karl XII. sich infolge seines Sieges in der Schlacht bei Pultusk 1703 dazu entschied, die Stadt Thorn zu belagern, konnte seine Armee zwar bis zum 26. Mai alle wichtigen Zugänge zur Stadt besetzen. Allerdings verfügten sie über keinerlei schwere Geschütze. Der schwedische Belagerungspark musste erst aus Stockholm über Danzig heran geschafft werden.²¹ Mitte September traf General Stenbock mit der Belagerungsartillerie und frisch ausgehobenen Rekruten vor Thorn ein. Da die Weichsel Niedrigwasser führte, mussten die Geschütze oberhalb der Stadt abgeladen und die letzten Kilometer mühsam über Land transportiert werden. Karl begann nun am 15. September mit der eigentlichen Belagerung Thorns. Sechs Tage später waren die ersten Batteriestellungen fertig und wurden mit Geschützen versehen.²²

Am 15. Oktober 1703 kapitulierte Thorn.²³ Die eigentliche systematische Belagerung der Stadt hatte somit „nur“ vier Wochen benötigt. Und dennoch hatte Karl XII. fast eine komplette Feldzugssaison verloren, da die Belagerung schlecht vorbereitet war und die Heranführung der Geschütze dreieinhalb Monate in Anspruch genommen hatte.

Vergleichbar verhielt es sich auch mit der Belagerung der Stadt Stettin 1713, um welche die Russen seit Anfang August einen engen Ring gezogen hatten. Für die Belagerung stellte die sächsische Armee 2 Haubitzen, 55 Mörser und 65 überwiegend neue Geschütze bereit. Die sächsischen Kanonen kamen auf einem komplizierten Weg über das Netz brandenburgischer Wasserstraßen an die Ostsee. Sie wurden zuerst nach Magdeburg verschifft und dann über Berlin zur Oder über-

²¹ Vgl. Gustav von Adlerfeld, *Leben Karls des Zwölften*, 3 Bde., Frankfurt, Leipzig 1742, hier Bd. I., S. 363–366; *Hoburg, Belagerungen der Stadt und Festung Thorn* (wie Anm. 5), S. 53; *Sarauw, Feldzüge Karls XII* (wie Anm. 4), S. 125.

²² Vgl. Adlerfeld, *Leben Karls XII. I* (wie Anm. 21), S. 394 f.; Anders Fryxell, *Lebensgeschichte Karls XII. König von Schweden*. Bd. 1, Braunschweig 1861, S. 186.

²³ Vgl. *Hoburg, Belagerungen der Stadt und Festung Thorn* (wie Anm. 5), S. 63 f.; *Sarauw, Feldzüge Karls XII* (wie Anm. 4), S. 136f.; Fryxell, *Lebensgeschichte Karls* (wie Anm. 22), S. 188.

führt, von wo 263 Kähne sie zum Belagerungskorps brachten.²⁴ Zudem stellte der Kurfürst-König mehrere sächsische Ingenieure an das Belagerungskorps ab. Als diese vor Stettin eintrafen, befanden sie die von den Russen angelegten Erdwerke für vollkommen unbrauchbar und beschlossen, die bereits eingeleiteten Arbeiten neu zu beginnen.²⁵

Am 22. September war die sächsische Belagerungsartillerie in Stellung gebracht und die Beschießung der Stadt eröffnet worden. Am 28. September erhöhten die Verbündeten ihren Druck und setzten Brandbomben ein. Oberst Franz Karl Obmaus, Chef der sächsischen Artillerie, berichtete später:

„Den nachdem nun den 28. dieses umb 9 Uhr Vormittags da sich der dichteste Nebel gelegt, mit 40 Canon und 27 Mortiers den ernstlichen Anfang auff Stättin gemacht. Deren gewaltsame und erschrockliche Wirkung der Schweden Hartnäckigkeit auf Einmahl gebrochen und zwar in sehr kurzer Zeit. Denn kaum mit der Canonade und Bombardierung angefangen worden, ist die Statt schon von unterschiedlichen Orthen in Brandt gestanden.“²⁶

²⁴ Vgl. SächsHstA Dresden 11269 Hauptzeughaus, Loc. 377 Feldzug 1713, ohne Bl. Im Detail handelte es sich um 2 erst unter August dem Starken gefertigte Vierundzwanzigpfund Haubitzen, 4 Einhundertachtundzwanzigpfund Mörser, 12 1711 gegossene Sechsendneunzigpfund Mörser, 12 im gleichen Jahr aufgelegte Achtundvierzigpfund Mörser, 2 Zweiunddreißigpfund Mörser, 25 Vierpfund Handmörser, 12 zweiundvierzigpfund Kartaunen der Serie „Crocodil“ (Nr. 3, 6, 9, 13, 21, 23, 24, 30, 33, 36, 37 und 38), 12 Vierundzwanzigpfunder der Monatsserien, davon 3 der 1689er Fertigung (Mai, August, September) und 9 aus der 1711er Charge (Januar, Februar, März, April, Juni, Juli, Oktober, November, Dezember), 23 alte Vierundzwanzigpfunder, davon 3 aus Zeiten Kaiser Rudolfs II. (1610), 3 Kaiser Ferdinands II. (1623), 10 einer 1711/12 in Polen neuaufgelegten Serie, 2 aus Zeiten Johann Georgs I. (1623) und 5 der Serie „Wilde Männer“ aus der Zeit Augusts I., 12 Zwölfpfunder, die August der Starke 1709 in Polen hatte gießen lassen, 2 der Serie „Bär“ (1607), 1 der Serie „Hirsch“ (1622) und 3 der Serie „Hundt“ (1617); vgl. SächsHstA Dresden 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Loc. 10905/8 Fascicul Artillerie in Pommern betr., Bl. 295–309, 315.

²⁵ Vgl. Hansch, Ingenieur- und Pionierkorps (wie Anm. 10), S. 63.

²⁶ Zit. SächsHstA Dresden 11269/377 Feldzug 1713 (wie Anm. 24), ohne Bl. Obmaus' Bericht datiert vom 6. Oktober 1713.

Nach wenigen Schüssen gingen mehrere Straßenzüge in Flammen auf. Der schwedische Kommandeur, General Meyerfeld erkannte nun die Aussichtslosigkeit seiner Lage und bat um Verhandlungen. Am 29. September 1713 kapitulierte Stettin.²⁷ Die Blockade der Stadt hatte sieben Wochen gedauert, die eigentliche Belagerung seit dem Eintreffen der sächsischen Geschütze sieben Tage.

Sächsische Artillerietechnik war zu dieser Zeit sehr begehrt. Auch Dänemark hatte sich für die Belagerung von Stade im Juni 1712 mehrere schwere Geschütze von Kursachsen erbeten. Diese wurden aus Dresden und Wittenberg verschifft. Bei den Kanonen handelte es sich teilweise um sehr alte Stücke, darunter drei österreichische Kartaunen, die Ferdinand II. 1623 hatte gießen lassen und drei Stücke Kaiser Rudolfs II. (zwei aus dem Jahre 1610 und eines von 1604). Dazu kamen zwei sächsische Halbkartaunen aus der Zeit Johann Georgs I. (Herstellungsjahr 1623, Serie Syren), sechs aus der Zeit Augusts I. (Herstellungsjahr 1573–1574, Serie Wilckmann) und ein 1656 von Johann Georg II. in Auftrag gegebenes Geschütz. Von den sechs Zwölfpfünder Viertelkartaunen waren zwei 1607 unter Christian II., drei 1617/18 (Serie Bauer) und eine 1622 unter Johann Georg I. gegossen worden (Serie Hirsch). Dazu kamen allerdings auch zehn moderne Vierundzwanzigpfünder und zwölf Achtundvierzigpfund Mörser aus zwei Serien, die August der Starke 1711 in Dresden hatte auflegen lassen. Diese Geschütze wurden mit Material, Munition und Schanzzeug ausgeliehen. Für die Kanonen war der sächsische Oberzeugwart Gottfried Schmieder verantwortlich, dem vier Kanoniere und ein Zimmermann beigegeben wurden.²⁸

²⁷ Vgl. SächsHstA Dresden 11269 Hauptzeughaus, Loc. 302 Feldartillerie bet. im J. 1714, ohne Bl.

²⁸ Vgl. SächsHstA Dresden 10024 Geheimer Rat, Loc. 9116/1 Den Rückmarsch kurf. Artillerie aus Dänemarck, incl. den Marsch kurf. Regimenter nach Pommern betr. 1712–1715., Bl. 1–23; SächsHstA Dresden 11269 Hauptzeughaus, Loc. 14579/13 Rück March der an Ihro Königl. Majt. von Dänemarck überlassenen Artillerie betr. 1712 nebst dazugehörigen Inventarium betr., ohne Bl.; SächsHstA Dresden 11269 Hauptzeughaus, Loc. 376 Feldzug 1712, ohne Bl.; SächsHstA Dresden 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Loc. 1193 Die an ihro Königl. Majt. von Dänemarck zur operation vor Stade überlassene und hernach wieder

Die Geschütze wurden im Juli 1712 in Wittenberg eingeschifft, um nach Stade überführt zu werden. Nach dem Fall der Festung sollten die sächsischen Kanonen im Oktober 1712 in Hamburg auf Elbkähne verladen und nach Wittenberg zurückgeführt werden. Da Preußen dem Zug jedoch das Passieren der Festung Magdeburg verweigerte, mussten die Kähne kehrt machen. Die sächsischen Kanonen wurden nach Glücksstadt gebracht, wo sie bis zum Sommer 1713 verblieben. Einige von ihnen wurden anschließend zur Belagerung von Stettin überführt.²⁹

Auch die russische Armee bediente sich weiterhin sächsischer Geschütze und Spezialtruppen. Im März 1710 wurden 14 schwere sächsische Kanonen nach Riga geschickt, welches von russischen Truppen eingeschlossen worden war. Im Mai folgten 20 Pontons mit Mannschaften, 7.000 Musketen, ein Artillerie-Stab, die Handwerker- und Pontonierkompanien und drei Artilleriekompanien unter dem Befehl des Majors Fromm. Die sächsische Belagerungsartillerie erwies sich als sehr effektiv. Die Russen ließen bald nach deren Eintreffen zwei Annäherungsgräben gegen die Wälle der Stadt vortreiben. Unter der Leitung des sächsischen Oberstleutnants Schacher wurde ein Graben parallel zur Düna gegenüber dem Karlstor angelegt. Als sich der Graben den Festungswerken auf 500 Schritt genähert hatte, kapitulierte die Stadt am 12. Juli. Der sächsischen Artillerie wurde beim Einmarsch der Ehrenplatz an der Spitze der siegreichen Truppen zugewiesen.³⁰

zurückgelieferte Artillerie betr., Bl. 1–3; zur Belagerung Stades allgemein vgl. Carl Jarck, *Bilder aus der Belagerung Stades 1712*, in: Stader Archiv Neue Fassung 3 (1913), S. 145–152; Stefan Kroll, *Stadtgesellschaft und Krieg. Sozialstruktur, Bevölkerung und Wirtschaft in Stade und Stralsund 1700 bis 1715*, Göttingen 1997, S. 322–324.

²⁹ Vgl. SächsHstA Dresden 10024 Geheimer Rat, Loc. 9116/1 Den Rückmarsch kurf. Artillerie aus Dänemarck, incl. den Marsch kurf. Regimenten nach Pommern betr. 1712–1715, Bl. 1–23; SächsHstA Dresden 11269 Hauptzeughaus, Loc. 14579/12 Rück March der an Ihre Königl. Majt. von Dänemarck überlassenen Artillerie betr. 1712 nebst darzugehörigen Inventarium betr., ohne Bl.

³⁰ Vgl. SächsHstA Dresden 11269 Hauptzeughaus, Loc. 373 Feldartillerie während der Feldzüge 1705–10, ohne Bl.; Hansch, Ingenieur- und Pionierkorps (wie

Für die Belagerung von Stralsund 1715 hatte Preußen sich zur Bereitstellung der schweren Geschütze verpflichtet. Diese sollten über die Oder nach Stettin und von dort entlang der Küste zum Belagerungskorps überführt werden. Der Transport wurde jedoch zum einen aus Mangel an Booten erschwert, zum anderen dadurch, dass die Schweden die flachen Küstengewässer durch die Versenkung von Sperrschiffen blockiert hatten. Spannungen unter den Alliierten entstanden auch dadurch, dass die Dänen nicht wie versprochen die Seeherrschaft erkämpfen konnten, wodurch der Transport der preußischen Artillerie erleichtert worden wäre.³¹

Es dauerte bis Ende September, bis der preußische Artilleriepark Anklam erreicht hatte. Für den weiteren Transport fehlte es allerdings an Zugtieren. Erst als die preußischen und sächsischen Offiziere ihre Reittiere und jeder Hauptmann einen Wagen aus seinem Kompanietross zur Verfügung stellten, konnten die Kanonen herbei geschafft werden und trafen zwischen dem 6. Oktober und 2. November bei der Armee ein.³²

Die schweren Kanonen kamen zwar alle aus preußischen Beständen, aber zu ihrer Bedienung fehlte es an ausgebildeten Kanonieren. Die

Anm. 10), S. 56 f.; Kretzschmar, *Feldartillerie* (wie Anm. 9), S. 12 f.; Allgemein zur Belagerung Rigas: Steve Kling, *The Siege of Riga 1709–1710*, in: Steve Kling (Hrsg.), *Great Northern War Compendium. A collection of articles on the Great Northern War, Vol. II*, St. Louis 2015, S. 33–36. Kling erwähnt den Einsatz sächsischer Artillerie jedoch nicht. Von wesentlicher Bedeutung für den Fall der Stadt war nicht zuletzt auch die dort grassierende Pestwelle, vgl. Carl Christian Wahrmann, *Der schlimmste Feind – Die Pest im Nordischen Krieg*, in: Reno Stutz (Hrsg.), *300 Jahre Schlacht bei Gadebusch. Internationale Tagung vom 12. bis 14. Oktober 2012 in Gadebusch, Greifswald 2014*, S. 61–85, hier S. 62 f.

³¹ Voges, *Die Belagerung von Stralsund* (wie Anm. 6), S. 19 f.; Stephen Summerfield, Steve Kling, *Frederick William I and Prussia's Involvement in the Great Northern War*, in: Steve Kling (Hrsg.), *Great Northern War Compendium. A collection of articles on the Great Northern War, Vol. II*, St. Louis 2015, S. 155–164, hier S. 161; Zum Problem der Sperrung der Schifffahrtswege bei Rügen vgl. Joachim Krüger, Kai Schaake, *Wrecks of the Great Northern War near the island of Rügen*, in: Ralf Bleile, Joachim Krüger (Hrsg.), *„Princess Hedvig Sofia“ and the Great Northern War*, Dresden 2015, S. 271–281, hier S. 278–280.

³² Ebd., S. 29–33; Hansch, *Ingenieur- und Pionierkorps* (wie Anm. 10), S. 65.

sächsische Armee stellte daher weiteres Artilleriepersonal zur Verfügung. Außerdem wurde Oberst von Obmaus, der sich bei der Belagerung von Stettin 1713 bereits bewährt hatte, mit dem Kommando über die Batterien betraut.³³

Die Vorbereitungen des sächsisch-preußischen Angriffs wurden auch durch den Mangel an geeigneten Ingenieuroffizieren erschwert. Preußen besaß überhaupt keine ausgebildeten Ingenieure vor Ort, die Sachsen zunächst nur drei, Oberst Grawert und die Hauptmänner Mestel und Fürstenhof. Der kursächsische General Wackerbarth, der den eigentlichen Angriff auf die Festung leiten sollte, ließ daher in Holland zwei weitere erfahrene Ingenieure anwerben.³⁴

So lang diese nicht eingetroffen waren, begab sich der General selbst fast täglich in die Gräben, um die Anlage der neuen Parallelen zu erörtern und die Arbeiten zu überwachen. Doch die Probleme der Belagerer wurden nicht weniger. Der Regen nahm immer weiter zu und erschwerte das Ausheben neuer Gräben. Um neue Transportwege über die Gräben anzulegen und diese selbst zumindest teilweise wiederherzustellen, erbat sich Wackerbarth vom dänischen General Scholten Faschinen und Pontons, die ihm der Däne aber verweigerte. Entlastung für den sächsischen General brachten lediglich die beiden Anfang November aus den Niederlanden eingetroffenen Ingenieuroffiziere.³⁵ Ihre Arbeit in den vorderen Grabenabschnitten war jedoch sehr gefährlich. Abwehrfeuer aus Musketen und Geschützen führte zu empfindlichen Ausfällen, sodass General von Wackerbarth weiterhin selbst aushelfen musste. So schrieb er am 24. November, „daß wir unter unseren Ingenieurs bereits Tote, Blessierte und Kranke haben und also in den Zustand gefallen sind, daß ich selbst einen Ingenieur mit abgeben muß, soll anders die Arbeit mit succès vor sich

³³ Voges, *Die Belagerung von Stralsund* (wie Anm. 6), S. 54 f.

³⁴ Ebd., S. 40–42; Summerfield, *Kling, Prussia's Involvement* (wie Anm. 31), S. 162.

³⁵ Vgl. Voges, *Die Belagerung von Stralsund* (wie Anm. 6), S. 92–96.

gehen, und das Volk nicht ohne Not auf die Schlachtbank geführt werden“.³⁶

IV. Der Weg nach draußen: Die Bedeutung der Versorgungslinien

Ein wichtiger Grund, warum sich belagerte Festungen und Städte im Großen Nordischen Krieg über einen längeren Zeitraum halten konnten, lag nicht zuletzt darin begründet, dass die Belagerungsheere zu schwach waren, um eine Festung vollständig von ihren Kommunikations- und Versorgungslinien abzuschneiden. Bei der Belagerung Rigas 1700/1701 gelang es den sächsischen Truppen nie, die Stadt vollständig von ihren Verbindungen nach Ingermanland abzuschneiden. Nach einigen Anfangserfolgen im Frühjahr 1700 übergab General von Flemming sein Kommando an General Otto Arnold Paykull. Dieser führte seine Truppen über die Düna und versuchte, die Stadt zu blockieren. Dafür ließ er wichtige Pässe rund um die Stadt durch starke Kavalleriedetachements besetzen.³⁷ Doch die Desertionsrate unter diesen war auffällig hoch. Im Juli berichtete der General, dass von den 1.300 auf die Posten verteilten Dragoner in fünf Wochen 163, „worunter oftters der Unter Officier mit dem gantzen troupe so er commendiret, zum Feinde übergegangen sind, so daß ich letztlich keine Partheien mehr außcommendiren, noch denen Deserteurs nachschicken dorffte, weiln auch selbige mit denen Ersten zum Feinde übergingen“.³⁸ Die Zahlen entsprechen einer Desertionsrate von mehr als 12 Prozent. Unter diesen Umständen konnte der General auch den verbliebenen Posten wenig Vertrauen schenken, sollte es zu schwedischen Angriffen kommen.

Inzwischen rückten 7.000 schwedische Soldaten unter Generalmajor Maydel in Livland ein.³⁹ Maydel hatte keine Schwierigkeiten,

³⁶ Zit. Hansch, Ingenieur- und Pionierkorps (wie Anm. 10), S. 66.

³⁷ Vgl. Sarauw, Feldzüge Karls XII (wie Anm. 4), S. 31.

³⁸ Zit. SächsHstA Dresden 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Loc. 10943/13
Schriften den Feldzug in Liefland betr. 1700. 1701, ohne Bl.

³⁹ Vgl. Sarauw, Feldzüge Karls XII (wie Anm. 4), S. 31.

die schwachen Posten der Sachsen zu vertreiben und Paykull dazu zu zwingen, das östliche Dünaufer wieder zu räumen.

Den schwachen Truppen Paykuls war eine Eroberung der Stadt kaum möglich gewesen. Er selbst berichtete später, dass er „die Stadt Riga 6 Wochen lang mit 2000 Mann Dragoúnern und Infanterie enge eingesperrt hielt, welche wegen Mangel der Zufuhr und daher erwachsenen Kranckheiten und sterben zu solcher extremité gebracht wurde, daß, wann Se. Königl. Majest: aus Sachsen erwartende Troupen in solcher Zeit hetten ankommen können, dieser imposante Orth gar leichtlich in dero Hände gefallen wäre“.⁴⁰

So arg bedrängt, wie der General es darstellte, war die schwedische Festung zwar nicht. Dennoch verweist er auf ein wichtiges Problem. Die kursächsische Hauptarmee, die aus Sachsen heran marschierte, ließ zu viel wertvolle Zeit verstreichen und seine eigenen Truppen waren für das Unternehmen zu schwach und verloren wöchentlich an Stärke.

Auch bei der Belagerung Thorns 1703 benötigten die Schweden längere Zeit, um die Stadt vollständig von ihrem Umland abzuschneiden. Die Truppen Karls XII. mussten sich aus Mangel an schweren Kanonen zunächst auf eine Blockade beschränken. Karl hoffte daher die Besatzung aushungern zu können, bevor sein Belagerungsgerät eintreffen würde. Die sächsischen Kanonen dagegen gaben weiterhin intensives Contrefeuier und hielten die Schweden somit auf Distanz.⁴¹ In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli gelang den Verteidigern dann ein kleiner, aber wichtiger Erfolg. Ein Fouragiertrupp brach zur außerhalb der Stadt gelegenen Katharinenkirche durch und mähte das hochstehende Sommergetreide. Dieser Erfolg konnte in der folgen-

⁴⁰ Zit. SächsHstA Dresden 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Loc. 10923/7 D. Schlacht bei Riga im Juli 1701 betr., Bl. 44.

⁴¹ Vgl. Hoburg, *Belagerungen der Stadt und Festung Thorn* (wie Anm. 5), S. 53; Adlerfeld, *Leben Karls XII. I.* (wie Anm. 21), S. 370; Sarauw, *Feldzüge Karls XII* (wie Anm. 4), S. 125.

den Nacht wiederholt werden und füllte die sich leerenden Kornspeicher der Stadt wieder ein wenig auf.⁴² Das Unternehmen war nur dadurch möglich geworden, weil die schwedische Armee aufgrund des Mangels an schweren Kanonen nicht dicht genug unter die Wälle der Stadt hatte rücken können.

Noch deutlicher wird diese Problematik bei den Belagerungen der Stadt Stralsund in den Jahren 1711, 1712 und 1715. Stralsund verfügte mit Rügen über eine eigene Kornkammer, aus der die Stadt und deren Garnison mühelos versorgt werden konnte. Bereits bei der ersten Belagerung der Stadt durch ein russisch-sächsisch-dänisches Heer im Jahr 1711 spielte die Einnahme der Insel daher eine zentrale Rolle. Am 11. Oktober 1711 trafen sich der kursächsische General Wackerbarth und der dänische Befehlshaber von Scholten, um über die Möglichkeit einer Landung auf Rügen zu diskutieren. Scholten plante den Angriff mit 7.000 russischen und dänischen Soldaten. Sächsische Pontoniere hatten behelfsmäßig 21 Flöße zimmern lassen, die von Fischerbooten gezogen werden sollten und auch zwei Landungsbrücken zum Ausladen der dänischen Geschütze gefertigt. Das Projekt scheiterte schließlich daran, dass die dänische Flotte nicht genügend Transportschiffe zusammenziehen konnte.⁴³ Am 24. November wurde das Projekt auf einem Kriegsrat zwischen General Flemming, Vizeadmiral Sehestädt, sowie den Generalen Wackerbarth und Scholten erneut thematisiert. Nach langen Debatten sagte der Admiral nochmals die Unterstützung durch dänische Transportschiffe zu.⁴⁴

Während die Dänen es nicht schafften, ihre Belagerungsartillerie und die versprochenen Transportschiffe heranzubringen, landete im De-

⁴² Vgl. Hoburg: *Belagerungen der Stadt und Festung Thorn* (wie Anm. 5), S. 53 f.

⁴³ Vgl. SächsHstA Dresden 11237/10905/8 Fascicul (wie Anm. 24), Bl. 79–93; Hansch, *Ingenieur- und Pionierkorps* (wie Anm. 11), S. 59.

⁴⁴ Vgl. SächsHstA Dresden 11237 Geheimes Kriegsratskollegium, Loc. 10904/5 Fascicul Schriften die Belagerung Stralsunds nach mehren Inhalt darin erliegenden Specification betrff. Ao: 1711, ohne Bl.

zember General Magnus Stenbock mit 4.000 Mann frischer schwedischer Truppen auf Rügen. Dies war zwar zu wenig, um einen ernsten Ausfall aus der Stadt zu wagen, aber immerhin genug, um diese und die Insel zu sichern.⁴⁵ Dagegen musste der sächsische Befehlshaber General Flemming seinen Generalen auf einem Kriegsrat am 15. Dezember mitteilen, er rechne nicht mehr mit dem Eintreffen der dänischen Transportschiffe und daher könne in diesem Jahr keine Landung auf Rügen durchgeführt werden.⁴⁶

Auch die Belagerung 1712 scheiterte, nachdem die Schweden unter Stenbock ein Heer anlanden konnten, welches aus Stralsund ausbrechen und die alliierten Belagerungstruppen von der Stadt weglocken konnte. Nachdem die schwedischen Truppen schließlich im April 1713 in der holsteinischen Festung Tönning zur Kapitulation gezwungen werden konnten, schickten sich Russen und Sachsen zunächst an, Stettin zu Fall zu bringen, dessen Garnison 1711 und 1712 immer wieder die rückwärtigen Verbindungen der vor Stralsund liegenden Belagerungstruppen gestört hatten.

Während der Belagerung 1715 versuchten die Verbündeten ebenfalls, Rügen so schnell als möglich zu besetzen. Aufgrund des stürmischen Ostseewetters gelang es ihnen aber während der Sommermonate nicht, ein Korps auf die Insel überzusetzen. Bereits Ende Juli setzten schwere Regenfälle ein.⁴⁷ Da die dänische Flotte aufgrund des schlechten Wetters nicht in der Lage war, die Seeherrschaft zu erringen, konnte die schwedische Garnison über das Meer ausreichend mit Lebensmitteln versorgt werden. Auf verbündeter Seite traten dagegen bald Nachschubprobleme auf, sodass Teile der Kavallerie in rückwärtige Kantonnements verlegt werden mussten.⁴⁸

⁴⁵ Vgl. Jens E. Olesen, Die dänischen Militäroperationen 1710–1712 von Helsingborg bis Gadebusch, in: Schlacht bei Gadebusch 1712. Internationale Tagung vom 12. bis 14. Oktober 2012, S. 91–98, hier S. 95.

⁴⁶ Vgl. SächsHstA Dresden 11237/10904/5 (wie Anm. 44), ohne Bl; Kroll, Stadtgesellschaft und Krieg (wie Anm. 28), S. 109.

⁴⁷ Voges, Die Belagerung von Stralsund (wie Anm. 6), S. 24.

⁴⁸ Ebd., S 40.

Belagerungen im Großen Nordischen Krieg

Erst am 15. November gelang es einem preußisch-sächsisch-dänischem Heer, auf Rügen zu landen. Einen Tag später wurden schwedische Truppen unter der persönlichen Führung Karls bei Stresow schwer geschlagen. Der König entkam leicht verwundet in die Stadt, die Insel fiel in die Hände der Alliierten.⁴⁹ Damit war Stralsund abgeschnitten und die eigentliche Belagerung der Stadt konnte beginnen.

V. Entscheidung durch das Entsatzheer

Über Erfolg oder Misserfolg entschied letztendlich das Eingreifen von Entsatztruppen. Im Fall von Narwa und Tönning 1700, Riga 1701 und Poltawa 1709 gelang es ausreichend starken, oder zumindest entschlossenen Entsatzheeren, den Ring der Belagerer zu überwinden. In allen drei Fällen kam es zu Schlachten, die zu den militärischen Höhepunkten der jeweiligen Feldzüge gehörten und ihren Ausgang maßgeblich beeinflussten. Im Fall von Thorn 1703 wurde dieser Entsatzversuch nicht entschlossen genug durchgeführt.

Die Belagerung Thorns wirft darüber hinaus eine weitere militärtheoretische Frage auf, nämlich ob es Sinn ergab, einen befestigten Platz bis zum Ende zu verteidigen und dabei den Verlust eines ganzen Korps oder einer Armee zu riskieren. Die barocke Kriegsführung war stark auf die Einnahme fester Plätze fokussiert. Erst unter Napoleon sollte die Zerschlagung einer feindlichen Armee den operativen Vorrang erhalten. Aber selbst im 19. Jahrhundert herrschte keine Klarheit darüber, welches strategische Ziel Priorität genießen sollte, die Verteidigung fester Plätze, oder der Erhalt von Truppenkörpern. Gute Beispiele hierfür liefert der amerikanische Bürgerkrieg. 1863 wurden fast 30.000 konföderierte Soldaten unter Generalleutnant John C.

⁴⁹ Zur Einnahme Rügens und der Schlacht bei Stresow: Poul Ib Liebe, *The battle of Stresow and the conquest of Rügen 1715*, auf: <http://www.northernwars.site40.net/THE%20BATTLE%20OF%20STRESOW.pdf>, S. 2–4; Jens Kristian Boll, „Is God not on my Side anymore?“. *The Battle of Stresow, 1715*, in: Steve Kling (Hrsg.), *Great Northern War Compendium. A collection of articles on the Great Northern War*, Vol. II, St. Louis 2015, S. 199–206, hier S. 203–205.

Pemberton in Vicksburg eingeschlossen. Die Stadt am Mississippi war die letzte Nahtstelle, die die westlichen und die östlichen Staaten der Konföderation zusammenhielt. Jefferson Davis, der Präsident der Südstaaten, wies Pemberton an, die Stadt unbedingt zu verteidigen. General Johnston, der Befehlshaber des westlichen Kriegsschauplatzes, empfahl Pemberton hingegen die Stadt notfalls zu räumen, um seine Armee zu erhalten. Letztendlich blieb Pemberton in der Stadt und musste am 4. Juli 1863 kapitulieren, womit sowohl seine Armee, als auch die Festung für die Konföderierten verloren ging. Johnston und Davis blieben auch in der Folgezeit ihren gegenläufigen Doktrinen treu. Als der General sich ein Jahr später mit seiner Armee auf den Eisenbahnknotenpunkt Atlanta zurückzog, erkannte Davis, dass er die Stadt im Ernstfall wohl nicht bis zum Ende verteidigen würde und ließ ihn ablösen.⁵⁰

Dieser Konflikt lässt sich problemlos auf Thorn übertragen. Nach Lage der Dinge konnte die Stadt nicht verteidigt werden, sobald die Schweden ihre schweren Geschütze erhielten. Es ist aber durchaus denkbar, dass ein Ausbruchversuch der Belagerten gegen die überdehnten Stellungen der Schweden erfolgreich hätte verlaufen können. Die beste Gelegenheit hierfür bot sich im Spätsommer 1703, als sich ein sächsisch-litauisches Entsatzheer der Stadt näherte. Dieses hätte aufgrund seiner zahlenmäßigen Stärke eine Chance gehabt, die Schweden im Feld zu schlagen, oder der Garnison zumindest eine Gasse zu öffnen, durch die sie sich hätte zurückziehen können. Anfang August näherte sich das 20.000 Mann starke Entsatzheer unter dem Generalfeldmarschall Freiherrn von Steinau und dem polnischen Hetman Wiesnowiecki Thorn. Die beiden Feldherren planten allerdings nicht, die Festung zu entsetzen, sondern lediglich einen

⁵⁰ Der Vicksburg- und der Atlantafeldzug sind in der amerikanischen Literatur umfassend analysiert worden. Zum Einstieg empfiehlt sich ein biografischer Zugriff: Michael B. Ballard, Pemberton. The General who lost Vicksburg, Jackson 1999; Craig L. Symonds, Joseph E. Johnston. A Civil War Biography, New York, London 1992; zum Atlantafeldzug ist folgende exzellente Studie zu empfehlen: Albert Castel, Decision in the West. The Atlanta Campaign of 1864, Lawrence 1992.

Überfall auf die links der Weichsel stehenden schwedischen Truppen zu starten. Doch 50 Kilometer vor der Festung blieb ihre Armee stehen und machte schließlich kehrt. Offiziell begründete Steinau sein Vorgehen damit, dass der Kardinalprimas von Polen seine Pläne den Schweden verraten hätte. Tatsächlich hatte es sich ihm gezeigt, dass die schwedischen Verbindungswege besser ausgebaut waren, als er angenommen hatte.⁵¹ Karls Biograf Gustav Adlerfeld berichtet, wie überrascht man auf schwedischer Seite über das zögerliche Agieren des sächsischen Generalfeldmarschalls gewesen war

„und wunderten sich alle, so das Kriegswesen zu verstehen glaubten, warum der Feind sein Vorhaben nicht weiter ausführte, welches allem Ansehen nach glücklich abgelaufen seyn würde, wann dieser mehr Herzhaftigkeit und Entschliessung gehabt hätte, Denn die auf der anderen Seite [der Weichsel, Anm. d. A.] liegende Regimenter waren durch das viele Wachen sehr geschwächt, musten auch durch die beständig ausgeyende Parteien vor ihren Unterhalt sorgen. So waren sie auch mit keiner Brustwehr gegen einen feindlichen Ueberfall versehen, und überdem stand das ganze rund um die Stadt Thorn sich erstreckende schwedische Lager offen, und war solches gar schwach, wann man die Manschaft, so die Zugänge der Stadt besetzt hielt, abrechnete“.⁵²

Das Zurückweichen Steinaus ermöglichte es Karl XII., die förmliche Belagerung der Stadt nach dem Eintreffen seiner schweren Kanonen zu eröffnen und Thorn zu erobern. Dadurch verlor August der Starke mit einem Schlag den Kern seiner Infanterie, die sich bis dahin als durchaus kampferprobt erwiesen hatte. Von diesem Schlag sollte sich die kursächsische Armee bis zum Friedensschluss von Altranstädt (1706) nicht mehr erholen.

⁵¹ Vgl. Adlerfeld, *Leben Karls XII.* I. (wie Anm. 21), S. 391 f.; III, S. 381 f.; Sarauw, *Feldzüge Karls XII* (wie Anm. 4), S. 132 f.

⁵² Zit. Adlerfeld, *Leben Karls XII.* III. (wie Anm. 21), S. 381 f.

Die Bedeutung von Entsatzarmeen für den Ausgang von Belagerungen war anscheinend auch Karl XII. bekannt. So zeigte er 1709 bei der Belagerung des nur spärlich befestigten Poltawa wenig Elan, was inzwischen mehrheitlich dahingehend interpretiert wird, dass er die russische Armee bewusst zu einer Entscheidungsschlacht heranlocken wollte. Diese Taktik ergab durchaus Sinn. Nachdem es Karl über mehrere Jahre nicht gelungen war, die sächsische Armee in Polen entscheidend zu schlagen und auch der Feldzug 1708 gegen Russland nicht den gewünschten Erfolg brachte, schien es klug, die gegnerische Armee zur Schlacht herbeizuzwingen, anstatt ihr hinterher zu jagen. Nur das Resultat war nicht im Sinne des schwedischen Königs.⁵³

VI. Fazit

Belagerungen spielten auch im Großen Nordischen Krieg eine große Rolle, auch wenn das Festungsnetz auf dem polnischen Kriegsschauplatz und im Ostseeraum weder die Dichte noch die technische Qualität der Anlagen Vaubans in Nordfrankreich besaßen. Dennoch drehten sich ganze Feldzüge ausschließlich um die Einnahme oder den Entsatz einer Stadt. Die lange Dauer dieser Belagerungen hatte verschiedene Gründe. Zum einen mussten Belagerungsheere auf diesem Kriegsschauplatz weitere Distanzen überwinden, als die Armeen Marlboroughs in Flandern. Konnte der englische General seinen Belagerungspark stets im Hinterland zurück halten und musste diesen nur über wenige Kilometer heran führen, so waren im Großen Nordischen Krieg teilweise Strecken von weit über zweitausend Kilometern zu überbrücken. Dafür spielten Wasserwege eine entscheidende Rolle. Die Seeherrschaft innerhalb der Ostsee entschied darüber, welche Partei Geschütze verlegen oder eine bedrängte Festung mit Nach-

⁵³ Vgl. Jörg-Peter Findweisen, Karl XII. und die Schlachten bei Narwa und Poltawa – Königlicher Raufbold oder genialer neuer Alexander? Versuch eines Kurzportraits eines ungewöhnlichen Herrschers, in: Reno Stutz (Hrsg.), 300 Jahre Schlacht bei Gadebusch. Internationale Tagung vom 12. bis 14. Oktober 2012 in Gadebusch, Greifswald 2014, S. 97–126, hier S. 104–118.

Belagerungen im Großen Nordischen Krieg

schub versorgen konnte. Auch die großen Flüsse dienten als fließende Heerstraßen zur Verlegung von Material.

Die Überbrückung dieser Distanzen bestimmte auch die Dauer der Belagerung. Die Beispiele von Thorn 1703 und Stettin 1713 verdeutlichen nur allzu sehr, dass eine eigentliche Belagerung nach dem Eintreffen schwerer Kanonen – ähnlich, wie in Flandern – nur wenige Tage oder Wochen benötigte, während die belagernden Heere vorher oft Monate lang tatenlos vor den Wällen einer Stadt verharren mussten.

Ein zweites Problem bestand im Mangel an versiertem technischen Personal. Auf verbündeter Seite hatte Sachsen die größten Anstrengungen unternommen, ein ausreichendes Ingenieur- und Mineurkorps, sowie stehende Artilleriekompanien zu errichten. Daher ist es kaum verwunderlich, dass selbst eine große Militärmacht, wie Russland, bei der Belagerung Narwas 1700 oder Rigas 1712 auf technische Unterstützung, aber auch Geschütze aus Sachsen zurückgreifen musste. Und auch Preußen, das zwar für die Belagerung von Stralsund 1715 schwere Kanonen lieferte, benötigte für ihre Bedienung sächsische Kanoniere und für ihre Positionierung sächsische Ingenieure. Friedrich Wilhelm I. zeigte sich insbesondere von der Leistung Wackerbarths sehr beeindruckt und schrieb nach dem Fall der Festung an August den Starken: „Ich muß demselben billig den Ruhm beilegen, daß man ihm vornehmlich die glückliche Eroberung von Stralsund zuzuschreiben habe.“⁵⁴ Da aber auch die technischen Truppen Kursachsens für diese Gesamtheit der Aufgaben zu klein waren, musste auch August der Starke immer wieder auf die befristeten Dienste holländischer Ingenieure zurückgreifen.

All diese Faktoren „entschleunigten“ den Prozess einer Belagerung im Großen Nordischen Krieg spürbar. Dadurch kamen zwei weitere Parameter hinzu, die für den Ausgang einer Belagerung entscheidend

⁵⁴ Zit. Kretzschmar, Feldartillerie (wie Anm. 9), S. 15.

sein konnten. Zunächst stand die Frage im Vordergrund, ob ein Belagerungsheer eine Stadt auch vollständig von seinen Verbindungslinien abschneiden konnte. Dass Riga 1700/01 fast anderthalb Jahre einer sächsischen Belagerung trotzte oder Stettin 1712 und Stralsund 1711 und 1712 nicht zu Fall gebracht werden konnten, lag nicht zuletzt daran, dass diese Städte weiterhin über die Ostsee versorgt werden konnten. Dagegen wäre die Festung Thorn 1703 kaum länger zu halten gewesen, da Lebensmittelknappheit und daraus resultierende Seuchen die Stärke der Garnison bereits drastisch reduziert hatten.

Die anhaltende Dauer der Belagerungen gab der gegnerischen Partei schließlich auch Gelegenheit, Truppen zu sammeln und eine Festung zu entsetzen. So gelang es Karl XII. 1700 sowohl die dänische Belagerung Tönnings, als auch die russische Belagerung Narwas, sowie im Folgejahr die sächsische Belagerung Rigas erfolgreich aufzuheben. Thorn wurde dagegen 1703 nicht zuletzt deswegen erobert, weil ein sächsisch-litauisches Entsatzheer einen Angriff auf die schwedischen Belagerer gescheut hatte.

Neben diesen Faktoren spielte die Entschlossenheit der Angreifer eine nicht unerhebliche Rolle. So scheint es, dass August der Starke, nachdem die Einnahme von Riga im Jahr 1700 gescheitert war, unsicher wurde, wie er den Krieg fortführen sollte. Im Frühjahr 1701 zog Feldmarschall Steinau seine Truppen zwar wieder enger an die Stadt heran, doch auf seine Anfrage, wie er sich zukünftig verhalten solle, befahl August der Starke „bloß defensive agiren zu laßen“.⁵⁵

⁵⁵ Zit. SächsHstA Dresden 10024 Geheimer Rat Loc. 9317/1 Deduction Von Ihro Excell. dem Herrn General Feld Marschall Baron von Steinau 1701, ohne Bl.

Projektvorstellung

Thorsten Busch

„Gott ist der wahre Arzt.“
Pest, Politik und Religion in Aix-en-Provence 1629/30¹

Dass der Dreißigjährige Krieg für weite Teile des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, Frankreichs und Italiens eine demographische Katastrophe bedeutete, hatte nicht nur militärische, sondern vor allem auch medizinische Ursachen. Dies lag insbesondere an der Pest und anderen Seuchen, die zwischen 1618 und 1648 Millionen Menschenleben kosteten.² Es ist in der historischen Forschung denn auch zu Recht immer wieder betont worden, dass während des Dreißigjährigen Krieges mehr Menschen an der Pest als durch Kampfhandlungen starben.³ Gleichwohl waren Kriegs- und Seuchengeschehen in dieser Zeit auf das engste miteinander verknüpft. Denn die Heere und die sie begleitenden Trosse schleppten die Pest häufig gewissermaßen von einem Kriegsschauplatz zum nächsten.⁴ So sorgten sie da-

¹ Dissertationsprojekt an der Eberhard Karls Universität Tübingen, betreut von Prof. em. Dr. Anton Schindling.

² Eine präzise Bestimmung der Opferzahl ist nicht möglich. Doch hatte der Historiker und Seuchenspezialist Robert Hoeniger sicher nicht Unrecht, als er bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Bezug auf das Heilige Römische Reich schrieb: „Ungezählte Hunderttausende, deren Summierung sehr wahrscheinlich zu einer mehrfachen Millionenziffer steigt, sind durch sie [i. e. die Seuchen] fortgerafft worden.“ (Robert Hoeniger, *Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur*, in: *Preußische Jahrbücher* 138 (1909), S. 402–450, hier S. 428.)

³ Vgl. etwa Sigfrid H. Steinberg, *Der Dreißigjährige Krieg und der Kampf um die Vorherrschaft in Europa, 1600–1660*, Göttingen 1967, S. 129; Klaus Bußmann, Heinz Schilling (Hrsg.), *1648 – Krieg und Frieden in Europa*, Ausstellungskatalog, München 1998, S. 165. Die demographische Krise des Dreißigjährigen Krieges behandelt auf europäischem Grundriss Anne E. C. McCants, *Historical Demography and the Crisis of the Seventeenth Century*, in: *The Journal of Interdisciplinary History* 40 (2009), S. 195–214.

⁴ Vgl. hierzu R. J. G. Concannon, *The Third Enemy: The Role of Epidemics in the Thirty Years' War*, in: *Journal of World History* 10 (1967), S. 500–511.

für, dass diese Krankheit weiträumig verbreitet wurde. Dabei waren Städte ebenso betroffen wie ländliche Gebiete, die Militär- ebenso wie die Zivilgesellschaft.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in den 1620er und 1630er Jahren.⁵ Vieles spricht für die Annahme, dass es sich bei den damaligen Pestwellen um die gravierendsten seit dem Schwarzen Tod des 14. Jahrhunderts (1347–1351) handelte. Eine wichtige Rolle scheint dabei der Mantuanische Erbfolgekrieg gespielt zu haben, in dem von 1628 bis 1630 das Haus Habsburg und Frankreich um den Herzogstitel von Mantua und Montferrat kämpften.⁶ Denn dieser Konflikt fachte das Seuchengeschehen erheblich an, da sowohl kaiserliche als auch französische Truppen auf ihrem Marsch nach Mantua die Pest nach Oberitalien einschleppten.⁷ Hier breitete sich die Epidemie dann in großer Geschwindigkeit aus, so dass weite Teile des Nordens der Apenninhalbinsel von ihr heimgesucht wurden. In Mailand starb 1630 etwa die Hälfte der Stadtbevölkerung an der Pest.⁸

Doch trugen die französischen Truppen den Schwarzen Tod nicht nur in die Fremde, sie versuchten auf ihrem Weg nach Italien auch weite Teile Südfrankreichs. Insbesondere die Provence, damals eine Provinz des Königreichs Frankreich, war hiervon betroffen: Durch das Tal der Rhône gelangte die Pest mit den Truppen des Marquis d'Uxelles zunächst nach Digne, wo sie etwa 2.000 Todesopfer for-

⁵ Christian Pfister, *Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500–1800*, 2. Aufl., München 2007, S. 14. Vgl. hierzu auch Edward A. Eckert, *The Structure of Plagues and Pestilences in Early Modern Europe: Central Europe, 1560–1640*, Basel, u. a. 1996, S. 132–154.

⁶ Vgl. hierzu Romolo Quazza, *La guerra per la successione di Mantova e del Montferrato (1628–1631)*, 2 Bde., Mantua 1926; Sven Externbrink, *Le coeur du monde – Frankreich und die norditalienischen Staaten (Mantua, Parma, Savoyen) im Zeitalter Richelieus 1624–1635*, Münster 1999.

⁷ Carlo M. Cipolla, *Cristofano and the Plague. A Study in the History of Public Health in the Age of Galileo*, London 1973, S. 15–17.

⁸ Jean-Noël Biraben, *Les hommes et la peste en France et dans les pays européens et méditerranéens*, Bd. 1: *La peste dans l'histoire*, Paris, La Haye 1975, S. 186.

„Gott ist der wahre Arzt.“

derte.⁹ Bald darauf traf die Seuche aber auch Arles, Aix-en-Provence, Nîmes, Avignon und die mit ca. 50.000 Einwohnern damals größte Stadt der Provence, Marseille. Es ist das Ziel der geplanten Dissertation, erstmals den genauen Weg, den der Schwarze Tod durch den Südosten Frankreichs nahm, zu rekonstruieren und dabei auch die Bedeutung militärischer Verbände für die Verbreitung der Pest herauszuarbeiten. Auf diese Weise soll dem besonderen Charakter einer Epidemie Rechnung getragen werden, die nicht wie in der Frühen Neuzeit eigentlich üblich durch Schiffe über das Mittelmeer in die Provence kam, sondern sich auf dem Landweg ausbreitete.¹⁰

Der Schwerpunkt der Studie soll aber auf dem Seuchengeschehen im damals etwa 25.000 Einwohner umfassenden Aix-en-Provence liegen.¹¹ Diese Stadt bietet sich vor allem deshalb für eine eingehende Untersuchung der Pest und Pestbekämpfung an, weil sie als Provinzhauptstadt im 17. Jahrhundert ein außerordentliches politisches, administratives und juristisches Zentrum darstellte. Dementsprechend groß war die Zahl der Behörden und Amtsträger, die in Aix residierten. Zugleich war die Stadt Sitz eines Erzbistums, eines Domkapitels und einer ganzen Reihe von Klöstern. All diese weltlichen und geistlichen Institutionen haben eine erhebliche Fülle schriftlicher Quellen hinterlassen, die äußerst ergiebig sind und es erlauben, das Seuchengeschehen in Aix detailliert und aus unterschiedlichen Perspektiven zu rekonstruieren. Sie bilden die Grundlage der geplanten Dissertation. Darüber hinaus werden aber auch Pesttraktate, literarische Verarbeitungen der Epidemie und Ego-Dokumente ausgewertet, um

⁹ Yvette Isnard, La population de Digne en 1578, 1630 et 1642, in: Chroniques de Haute Provence 353 (2004), S. 43–99, hier S. 54.

¹⁰ Régis Bertrand, Gilbert Buti, Le risque de peste dans la culture et la vie de la France d’Ancien Régime, in: Antoine Leca, François Vialla (Hrsg.), Le risque épidémique: droit, histoire, médecine et pharmacie. Colloque tenu à Aix-en-Provence en novembre 2002, Marseille 2003, S. 97–112, hier S. 103.

¹¹ Zur Geschichte von Aix vgl. Marcel Bernos, u. a., Histoire d’Aix-en-Provence, 2. Aufl., Aix-en-Provence 1977; Régis Bertrand, u. a., Histoire d’une ville: Aix-en-Provence, Marseille 2008.

zu ermitteln, wie die Zeitgenossen den Schwarzen Tod wahrnahmen und was sie über ihn wussten.

Eine Untersuchung der Pest von Aix erscheint aber auch vor dem Hintergrund der bisherigen historischen Forschung geboten. Dies gilt zum einen für die provenzalische Landes- bzw. Regionalgeschichte. Denn zwar ist der Schwarze Tod ohne Zweifel ein wichtiger provenzalischer Erinnerungsort.¹² Das kollektive Gedächtnis der Provenzalen fokussiert dabei jedoch fast ausschließlich auf die berühmte „Pest von Marseille“ von 1720/22. Entsprechend gut ist diese Seuche, der auch in Aix mehrere tausend Menschen zum Opfer fielen, untersucht.¹³ Demgegenüber ist der Pest, die von 1629 bis 1631 in der Provence wütete, bislang in der Forschung kaum Beachtung geschenkt worden. Lediglich einige wenige, zudem mitunter entlegene publizierte Aufsätze befassen sich mit dieser Epidemie.¹⁴ Aber auch darüber hinaus fehlen in Frankreich ebenso wie in Deutschland bis heute Fallstudien zum Schwarzen Tod am Ende der 1620er und Anfang der 1630er Jahre.¹⁵

¹² Vgl. hierzu Régis Bertrand, *La peste en Provence aux temps modernes. Sources et représentations*, in: *Provence historique* 47 (1997), S. 401–412.

¹³ Vgl. unter den zahlreichen Titeln insbesondere Pierre Gaffarel, *le Marquis de Duranti, La peste de 1720 à Marseille et en France*, Paris 1911; Charles Carrière, u. a., *Marseille ville morte. La peste de 1720*, Marseille 1968. Zu Aix: Maréva Villiers, *La peste de 1720–1721 à Aix-en-Provence, mémoire de maîtrise*, Aix-en-Provence 1995.

¹⁴ Für Aix vgl. die wichtige Pionierarbeit von Jacqueline Dumoulin, die in drei Aufsätzen, die sich inhaltlich allerdings teilweise überschneiden, die Frage nach den Auswirkungen der Pest und Pestbekämpfung auf die Finanzen der Stadt beantwortet hat: Jacqueline Dumoulin, *La difficile gestion d'une ville pendant la peste: Aix-en-Provence au XVII^e siècle*, in: *Mémoires de la Société pour l'histoire du droit et des institutions des anciens pays bourguignons, comtois et romands* 53 (1996), S. 199–245; dies., *Le financement de la peste à Aix-en-Provence au XVII^e siècle*, in: *Provence historique* 47 (1997), S. 435–447; dies., *Le coût de la santé à Aix-en-Provence du XVI^e au XVIII^e siècle. Le financement de la lutte contre la peste*, in: Antoine Leca, François Vialla (Hrsg.), *Le risque épidémique: droit, histoire, médecine et pharmacie. Colloque tenu à Aix-en-Provence en novembre 2002*, Marseille 2003, S. 69–95.

¹⁵ Eine Ausnahme bildet die Monographie von Monique Lucenet, *Lyon, malade de la peste*, Palaiseau 1981.

„Gott ist der wahre Arzt.“

Hier will die geplante Dissertation Abhilfe schaffen. Im Mittelpunkt steht dabei zunächst die politische Pestbekämpfung (Seuchenpolizei). Darunter werden sämtliche Maßnahmen verstanden, die von Seiten der Behörden in Aix implementiert wurden, um zunächst einen Ausbruch der Pest zu verhindern und, als dies misslang, die Ausbreitung der Seuche zu unterbinden oder zumindest zu begrenzen. Dementsprechend wird zwischen Maßnahmen der Prävention (= vor Ausbruch der Pest) und solchen der Intervention (= nach Ausbruch der Pest) unterschieden.¹⁶ Erste Ergebnisse zeigen hier bereits den hohen Entwicklungsstand, den die Seuchenpolizei im Südosten Frankreichs im 17. Jahrhundert erreicht hatte. Geht man davon aus, dass die politische Pestbekämpfung vom Schwarzen Tod des Mittelalters bis zum 18. Jahrhundert allmählich von einer lokalen zu einer territorialen Aufgabe wurde,¹⁷ markiert Aix ein interessantes Zwischenstadium, in dem die Seuchenpolizei von der Provinzregierung koordiniert und von den Kommunen umgesetzt wurde. Hingegen scheint sich die französische Krone an der Bekämpfung der Pest in der Provence nicht beteiligt zu haben. Vielmehr versuchte sie, die Seuche dazu zu nutzen, dort in ihrem Sinne eine Reform der Steuererhebung durchzusetzen.¹⁸ Diese Diskrepanz zwischen seuchenpolizeilicher Passivität und finanzpolitischer Aktivität erlaubt interessante Rückschlüsse auf Fortschritt und Grenzen des französischen Absolutismus unter Ludwig XIII. und seinem Kardinalminister Richelieu.

¹⁶ Terminologie nach Matthias Braun, Schwarzer Tod, rote Hygiene: Praktiken der Intervention und Prävention gegen die Pest in der Sowjetunion, 1920er- bis 1950er-Jahre, in: Zeithistorische Forschungen 10 (2013), S. 390–408. Vgl. auch Martin Lengwiler, Stefan Beck, Historizität, Materialität und Hybridität von Wissenspraxen. Die Entwicklung europäischer Präventionsregime im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), S. 489–523.

¹⁷ Vgl. Martin Dinges, Pest und Politik in der europäischen Neuzeit, in: Mischa Meier (Hrsg.), Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Stuttgart 2005, S. 283–313, hier S. 304–307.

¹⁸ Régis Bertrand, La Provence des rois de France, 1481–1789, Aix-en-Provence 2012, S. 209 f. Vgl. hierzu auch René Pillorget, Les mouvements insurrectionnels de Provence entre 1596 et 1715, Paris 1975, S. 313–354.

Nicht weniger wichtig als die politische war in den Augen der Zeitgenossen die religiöse Pestbekämpfung. Sie soll einen weiteren Schwerpunkt der Dissertation bilden. Dabei werden unter dem Begriff religiöse Pestbekämpfung besonders all jene Riten und Zeremonien verstanden, die den in ihrer überwältigenden Mehrheit katholischen Provenzalen¹⁹ seinerzeit geeignet schienen, die Pest zu verhindern bzw. zu beenden. Dies waren Gebete, Messen, Prozessionen, Gelöbnisse und Beichten. Ihrer Durchführung lag die Überzeugung zugrunde, dass der Schwarze Tod auf einen Ratschluss Gottes zurückging, der die Gläubigen auf diese Weise prüfen oder strafen wolle. Diese Wahrnehmung und Deutung der Pest wurde im Kontext der Gegenreformation und katholischen Reform in Aix noch einmal deutlich verstärkt. Gleichzeitig erfuhr die Pestfrömmigkeit unter diesen Bedingungen eine spürbare Dynamisierung, wie sich beispielsweise im Heiligenkult zeigte.

Durch die Untersuchung der intensiven und vielfältigen Formen der religiösen Pestbekämpfung im Aix der Jahre 1629/30, zu denen auch das bemerkenswerte karitative Engagement der dort ansässigen Orden gehörte, will die geplante Dissertation einen weiteren Mangel der seuchengeschichtlichen Forschung beheben helfen. Diese hat sich nämlich bisher sowohl in Deutschland als auch in Frankreich vorwiegend auf die politische Pestbekämpfung bzw. Seuchenpolizei konzentriert. Diese Tendenz setzt sich auch in jüngeren Fallstudien, die sich mit dem Seuchengeschehen in bestimmten Städten oder Regionen befassen, fort.²⁰ Zudem legt die Forschungsliteratur häufig den Schluss nahe, dass politische und religiöse Pestbekämpfung

¹⁹ Die Zahl der Hugenotten belief sich beispielsweise in Aix auf lediglich etwa einhundert (Bernos u. a., *Histoire d'Aix-en-Provence*, S. 165).

²⁰ Vgl. etwa Monika Höhl, *Die Pest in Hildesheim: Krankheit als Krisenfaktor im städtischen Leben des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (1350–1750)*, Hildesheim 2002; Elke Schlenkrich, *Gevatter Tod: Pestzeiten im 17. und 18. Jahrhundert im sächsisch-schlesisch-böhmischen Vergleich*, Leipzig 2013; Patrick Sturm, *Leben mit dem Tod in den Reichsstädten Esslingen, Nördlingen und Schwäbisch Hall: Epidemien und deren Auswirkungen vom frühen 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert*, Ostfildern 2014.

in der Frühen Neuzeit unabhängig voneinander abliefen oder sogar in Konkurrenz zueinander standen. Gerade letzteres ist ohne Zweifel auch oft so gewesen.²¹ Doch zeigt das Beispiel der Pest von Aix auf beeindruckende Weise, dass es auch den entgegengesetzten Fall gab. Statt Konkurrenz und Konflikt regierten hier Kooperation und Kolaboration. So kam es in der Hauptstadt der Provence zu weitreichenden Kompromissen zwischen weltlichen und geistlichen Autoritäten. Sie waren das Ergebnis entsprechender Aushandlungsprozesse und im Wesentlichen darauf ausgerichtet, die Widersprüche, die es nach Auffassung der Zeitgenossen des 17. Jahrhunderts zwischen den Anforderungen der politischen und denen der religiösen Pestbekämpfung gab, zu überwinden.

Auch die wechselseitigen Beziehungen zwischen militärischen Entwicklungen auf der einen und medizinischen bzw. epidemiologischen Entwicklungen auf der anderen Seite stellen bisher ein weitgehendes Desiderat der historischen Forschung dar. Dies ist umso erstaunlicher, als dass der Zusammenhang zwischen Kriegs- und Seuchengeschehen als solcher der Geschichtswissenschaft seit langem bekannt und, wie eingangs bereits erwähnt, insbesondere für die Epoche des Dreißigjährigen Kriegs von großer Bedeutung ist. Auch die sog. neue Militärgeschichte (im Sinne einer Sozial- und Kulturgeschichte des Militärs) hat sich dieses Problems bisher nicht angenommen. Dabei müssten die engen Verbindungen zwischen Krieg und Pest eigentlich im Zentrum des Erkenntnisinteresses der neuen Militärgeschichte stehen, hat diese sich doch die Untersuchung der vielfältigen Beziehungen zwischen Militär- und Zivilgesellschaft in der Neuzeit auf die Fahnen geschrieben.²² Gerade mit Blick auf die Frage nach den Ursachen

²¹ Franz Mauelshagen, Pestepidemien im Europa der Frühen Neuzeit (1500–1800), in: Mischa Meier (Hrsg.), Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Stuttgart 2005, S. 237–265, hier S. 250 f.

²² Vgl. etwa Michael Kaiser, Die Söldner und die Bevölkerung. Überlegungen zu Konstituierung und Überwindung eines lebensweltlichen Antagonismus, in: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster, u. a. 2000, S. 79–120; Bernhard R. Kroener, Militär in der Gesellschaft. Aspekte einer neuen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit, in: Thomas

für den Ausbruch der Pest und anderer Epidemien drängt sich eine solche Verschränkung von Militär- und Seuchengeschichte regelrecht auf. Aber auch in Bezug auf andere Phänomene, die sich anhand der Pest von Aix geradezu beispielhaft studieren lassen, verspricht eine gemeinsame Betrachtung von militärischem und Seuchengeschehen vielversprechende Erkenntnisse zu liefern.

Rezensionen

Dirk Götschmann, Ansgar Reiß (Hrsg.), *Wissenschaft und Technik im Dienst von Mars und Bellona* (Veröffentlichungen des Bayerischen Armeemuseums, Bd. 11), Regensburg 2013, 152 Seiten, Preis 19,95 € [ISBN 3796428106].

Das Konzept der Military Revolution ist längst zu einer festen Größe innerhalb der Militärgeschichte geworden. Umso mehr erstaunt der scheinbare Widerwille, mit dem die deutschsprachige Forschungslandschaft sich noch immer dieser Herausforderung nähert, die in englischsprachigen Publikationen bereits seit Jahrzehnten ebenso hitzig wie gewinnbringend diskutiert wird.¹

Der 2013 erschienene Band *Wissenschaft und Technik im Dienst von Mars und Bellona* will sich bewusst in dieser Lücke positionieren. Zugrunde liegt ihm eine gleichnamige Tagung aus dem April 2012, die vom Bayerischen Armeemuseum und dem Institut für Geschichte der Universität Würzburg ausgerichtet wurde. Der Sammelband eröffnet damit gleichzeitig das von Dirk Götschmann geleitete Forschungsprojekt *Technischer Fortschritt als treibende Kraft der Modernisierung im vorindustriellen Europa. Voraussetzungen und Folgen der Entwicklung der Artillerie in der frühen Neuzeit*. Dieser Titel lässt bereits erkennen, welche begrüßenswerte Zielsetzung das Vorhaben hat: Durch Ansätze der Military Revolution-Debatte soll die Technikgeschichte ihre Relevanz für die Neue Militärgeschichte (wieder) beweisen.

¹ Die Grundlagentexte zu dieser Auseinandersetzung finden sich gesammelt in: Clifford J. Rogers, *The Military Revolution Debate. Readings on the Military Transformation of Early Modern Europe*, Boulder 1995.

Entsprechend dieser Ausrichtung ist es primär die Military Revolution nach Geoffrey Parker, an der sich dieser Band orientiert: Im Zentrum steht die Artillerie, die den epochemachenden Technologien von Festungsbau und Großkampfschiffen zugrunde liegt. Das Thema Geschütze dominiert daher diesen Band: Diskutiert werden ihre Fertigung, ihr Einsatz sowie ihre wissens- und kulturhistorischen Auswirkungen auf die Gesellschaften der Frühen Neuzeit. Die einzelnen Beiträge sind in Disziplin und Ausrichtung divers, lassen sich aber grob in zwei Blöcke gliedern, die wohl auch den Sektionen der vorangegangenen Tagung entsprechen: Der erste vornehmlich technikhistorisch, der zweite eher kulturgeschichtlich orientiert. Vorangestellt sind zwei Beiträge, die das Problemfeld kontextualisieren.

Im ersten Beitrag öffnet Dirk Götschmann das den Band bestimmende Problemfeld durch die Vorstellung des besagten interdisziplinären Forschungsprojekts. Das zentrale Innovationsmoment der Geschütztechnik wird dazu mit der Ablösung der Stein- durch die Eisenkugel an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert benannt, die das Ende der mittelalterlichen Befestigungsanlagen einläutete. Davon ausgehend wurden weitere „Leistungssteigerungen“ vor allem durch eine Erhöhung der Mündungsgeschwindigkeit angestrebt, etwa durch Minimierung der Differenz von Kugel- und Rohrdurchmesser. Militärtechnik wird von Götschmann in die Entstehungsgeschichte der modernen Naturwissenschaften eingeordnet, mit dem Ziel, den Blick für die technologischen Fortschritte im vermeintlich stagnierenden vorindustriellen Europa zu schärfen. Das Projekt soll die technische Entwicklung von Feuerwaffen in ihrer Verzahnung mit den Prozessen von Macht, Herrschaft und Staatsbildung untersuchen.

Helmut Flachenecker kontextualisiert die Frühphase der noch auf Steingeschossen beruhenden Feuerwaffen im Hinblick auf ihre limitierenden Faktoren. Er kommt zum Schluss, dass der Übergang von mittelalterlichen zu frühneuzeitlichen Belagerungsstrategien ein langwieriger Prozess war, da Geschütze lange Zeit noch zu unhandlich, störanfällig und selten waren, um universell eingesetzt zu

werden. Außerdem bestand ein chronischer Mangel an ausgebildeten Büchsenmeistern, sodass Kosten und Eigensinn dieser unentbehrlich gewordenen Expertengruppe die praktische Einsatzfähigkeit vorhandener Artillerie maßgeblich beschränkten.

Die physikalische Dimension der frühen Steingeschütze wird anschließend von Ferdinand Nibbler untersucht. Die dazu angestregten mathematischen Berechnungen zu Schussentwicklung und Flugbahn dürften allerdings technisch weniger versierte Leserinnen und Leser eher irritieren. Zumindest können diese aber mit den Erkenntnissen über das Verhältnis von Rohrlänge und Querschnittsbelastung der Geschosse zur ausschlaggebenden Mündungsgeschwindigkeit an den Beitrag von Götttschmann anschließen.

Diese theoretische Betrachtung wird durch den Beitrag von Nicholas Hall flankiert, der in seiner Funktion als Keeper of the Artillery in den englischen Royal Armouries die Möglichkeit hatte, Nachbildungen historischer Geschütze aus dem 15. und 16. Jahrhundert einem Praxistest zu unterziehen. Seine Beobachtungen liefern einen tieferen Einblick in die technischen Vor- und Nachteile verschiedener Geschütztypen und betonen die Gleichzeitigkeit verschiedener Technologien je nach Einsatzsituation.

Josef Riederer fasst die Ergebnisse eines umfangreichen Forschungsprojekts zusammen, in dem Metallanalysen an über 400 Bronzegeschützen aus dem 14. bis zum 19. Jahrhundert vorgenommen wurden. Er stellt fest, wie uneinheitlich die Zusammensetzung der verwendeten Zinnbronzen war, in denen oft Altmetall verwendet wurde. Unterschiedliche Gießereien folgten auch innerhalb desselben Landes eigenen Methoden, bis im 19. Jahrhundert erste Standardisierungstendenzen in der Materialzusammensetzung sichtbar werden.

Bei dem Beitrag von David Williams handelt es sich um eine Literaturübersicht zum Thema der Ausrüstung der frühneuzeitlichen englischen Armee mit Handfeuerwaffen sowie deren Herstellung. Von

den Anfängen durch niederländisches und französisches Know-how über die Entwicklung eines einheimischen Handwerkszweigs bis zur Innovation austauschbarer Einzelteile ab dem 18. Jahrhundert. Der Konnex von Militärischer und Industrieller Revolution wird über die neuentwickelten mechanischen Fertigungsverfahren für Feuerwaffen hergestellt.

Unter dem Vorzeichen der Neuen Militärgeschichte widmet sich Daniel Hohrath der Artillerie in der militärwissenschaftlichen Literatur der Frühen Neuzeit. Er hinterfragt sowohl die Annahme einer in dieser Epoche stagnierenden Militärtechnologie, als auch eine Einordnung der Entwicklungen in ein teleologisches Fortschrittsnarrativ. So betont Hohrath, dass bis ins 18. Jahrhundert Rückbezüge auf antike Vorbilder einflussreich blieben und die artilleristische Kriegsführung keinesfalls als alternativlos betrachtet wurde. Darüber hinaus werden Feuerwaffen in gesellschaftlich-kulturelle Kontexte wie Ästhetik, Repräsentation und Wirtschaftlichkeit eingeordnet, deren Anforderungen ebenso zur evolutiven Entwicklung der Waffen beitrugen, wie technische Kriterien.² Ab ca. 1750 stellt Hohrath die Entstehung einer „militärwissenschaftlichen Öffentlichkeit“ fest, in der Kriegsführung wissenschaftlich systematisiert und durchdrungen wird.

Anschließend geht Peter Plasmayer der Frage nach, warum die sogenannten Pendelrichtquadranten für Geschütze, die in Kunstkamern überliefert sind, vor allem ein Phänomen deutscher Territorien waren.³ Die Geschützaufsätze werden als materieller Bestandteil eines spezifischen theoretischen Diskurses über Ballistik und Flugbahnen

² Hohrath verweist hier direkt auf Henning Eichbergs These der historischen Wandelbarkeit von Rationalität, die für die Erforschung von Militär und Technik im Rahmen der Neuen Kulturgeschichte neue Relevanz erhalten hat. Vgl. Henning Eichberg, Die Rationalität der Technik ist veränderlich. Festungsbau im Barock, in: Ulrich Troitzsch, Gabriele Wohlauf (Hrsg.), Technik-Geschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze, Frankfurt/M. 1980, S. 212–240.

³ Der Beitrag findet sich in ausführlicherer Fassung ebenfalls in: Peter Plasmayer, Herrschaft verteidigen. Artilleristische Richtinstrumente als Resultat und Mittel strategischen Denkens im 16. Jahrhundert, in: Wolfram Dolz, Yvonne Fritz (Hrsg.), Genau Messen = Herrschaft verorten. Das Reißgemach von Kurfürst Au-

identifiziert, mit deren Hilfe Fähigkeiten und Kenntnisse der Handwerker sowie des Herrschers demonstriert werden können. Auf diese Weise dienen sie nicht zuletzt als „Propaganda“ der militärischen Schlagkraft des eigenen Territoriums.

Den Abschluss bildet der Beitrag von Bogusław Dybaś, der mit seiner Betrachtung zum Festungsbau in Polen-Litauen im 17. Jahrhundert etwas aus dem Rahmen des Bands zu fallen scheint, in dem ansonsten die Artillerie unmittelbar im Fokus stand. Dybaś konzentriert sich auf die rechtsgeschichtlichen Implikationen der Military Revolution-These, wozu vornehmlich das Gewaltmonopol als Vorrecht des Staates gehört. Er zeigt auf, wie unterschiedlich Fortifikationsvorhaben innerhalb eines dezentralisierten Territoriums vonstattengehen konnten: Etwa auf Initiative des Königs bzw. des Landtags, als Stadtbefestigung durch die Bürgerschaft oder als „private“ Festungen des Hochadels.

Mit nur knapp über 150 Seiten ist der Sammelband vergleichsweise leichtgewichtig und dementsprechend knapp sind die einzelnen Beiträge gehalten, sodass sie eher Anregungen bieten, als abschließende Antworten bereitzuhalten. Dafür besticht das Werk durch seine reichhaltige und qualitativ hochwertige Bebilderung, die über bloße Illustration hinausgeht und viele technische Details erst verständlich werden lässt.

Wissenschaft und Technik im Dienst von Mars und Bellona gelingt es, einen Querschnitt durch die unterschiedlichen Ansätze und Disziplinen zu liefern, mit denen eine historische Auseinandersetzung zum Thema frühneuzeitliche Militärtechnologie erfolgen kann. Irritationen bei denen den jeweiligen Leserinnen und Lesern fachfremden Beiträgen sind dabei unvermeidlich. Die Herausforderung einer Überführung der Military Revolution-Debatte in die deutschsprachi-

Rezensionen

ge Forschungstradition wird aber grade darin bestehen, diese Kluft zwischen „harter“ Technikgeschichte und „weicher“ Kulturgeschichte zu überwinden und epistemologisch fruchtbar zu machen. Die Heterogenität, mit der in den versammelten Beiträgen aber selbst zentralen Begriffen wie technologischem Fortschritt begegnet wird, zeigt, wie viel Arbeit hier noch bevorsteht. Es ist zu hoffen, dass dieser Sammelband – und damit auch Götttschmanns Forschungsprojekt – ein Schritt auf diesem Weg sein kann.

Stefan Droste

Marc Höchner, *Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert* (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 18), Göttingen 2015, 284 Seiten, 16 Abbildungen, Preis 55 € [ISBN 9783847103219].

Schweizer Söldner stehen seit Jahrhunderten als Symbol für die militärische Verbindung zwischen der Eidgenossenschaft und zahlreichen europäischen Dynastien. Von den mittelalterlichen Reisläufern über Ulrich Bräker bis hin zur Schweizer Garde des Vatikans in der Neuzeit – die käuflichen Soldaten sind fest in der historischen Wahrnehmung der Alpenrepublik verankert. Dem Phänomen des Schweizers in fremden Diensten nähert sich auch Marc Höchner in seiner Dissertation *Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert*. Die Wahl des Themas begründet der Autor zunächst ganz allgemein mit der bisherigen Ausrichtung der Forschung. Der Untersuchungszeitraum und die Relevanz des Untersuchungsgegenstandes werden u. a. aus diesem Defizit heraus abgeleitet. Zur weiteren Begründung wird zudem angeführt, dass das System der Offiziersdynastien im Untersuchungszeitraum qualitativ einen Höhepunkt erreichte. Gleichzeitig wurde der Weggang zahlreicher junger Männer und die Beteiligung an fremden Konflikten in der Schweizer Gesellschaft jedoch zunehmend kritisiert, sodass Tradition und Wandel aufeinandertrafen. In seiner Qualifikationsschrift nimmt sich Höchner dieser Konstellation verschiedener Konventionen und Entwicklungen der Frühen Neuzeit an, die in der Schweizer Gesellschaft des 18. Jahrhunderts prägnant zu Tage traten.

In einer knappen Einleitung werden zunächst die Thematik und die Genese des Schweizerischen Söldnerwesens vom späten Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert nachgezeichnet und historiographische Zuschreibungen, wie der Begriff des ‚Schweizers in fremden Diensten‘ kritisch betrachtet. Anschließend werden Quellen und Methoden vorgestellt und ausführlich die Problematik von Selbstzeugnissen als Quellengattung diskutiert. Der einführende Teil gibt dem Leser ei-

nen Überblick über die im Buch zu erwartenden Komplexe. Höchner formuliert in diesem Zusammenhang explizit einen alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Anspruch, der sich bewusst von der, die bisherigen Studien dominierenden Wirtschafts- und Sozialgeschichte abgrenzen soll (vgl. S. 12 f.).

Der anschließende Hauptteil der Arbeit ist in zwei inhaltliche Blöcke – Militärdienst und Schweizer Besonderheiten – gegliedert und mit ca. 150 Seiten knapp gehalten. Auf diesen geht der Autor, so formuliert er seinen Anspruch, Fragen nach den Kriegserfahrungen und dem Selbstverständnis der Offiziere sowie der Verflechtungen zwischen Söldnerwesen und der Gesellschaft in der Eidgenossenschaft nach (vgl. S. 19 f.).

Der Abschnitt zum Militärdienst folgt einer pragmatischen und klassisch anmutenden Teilung in Frieden und Krieg, die der Autor nutzt, um dem Alltag seiner Protagonisten in der Fremde nachzuspüren. Das Leben in der „Garnison“, „Finanzielles“ und „Kulturtransfer und Heimweh“ gliedern diesen Ausschnitt. Im Anschluss folgen die Erfahrungen des Krieges, die unter „Feldzug“, „Schlacht“, „Belagerung“ und „Gefahren“ subsummiert werden. In jedem dieser Bereiche widmet sich der Autor den Gemeinsamkeiten und Eigenarten, die in den Selbstzeugnissen der Soldaten Erwähnung finden. Dabei wird weder der Chronologie der Kriege, noch regional-geographischen Schwerpunkten gefolgt. Vielmehr springt Höchner zwischen den verschiedenen Konflikten und Konfliktzonen der Epoche, die teils mehrere Jahrzehnte und mitunter hunderte Kilometer auseinanderliegen. Durch die streckenweise zu erkennende Homogenisierung des Untersuchungszeitraums gelingt es dem Autor zwar markante Passagen aus den Federn der Offiziere zu inszenieren und einzelne Aspekte der jeweiligen Biographie hervorzuheben. Eine umfassende Verbindung dieser Momente erfolgt jedoch nicht. Die gesellschaftlichen, politischen und militärischen Entwicklungen des 18. Jahrhunderts bleiben durch diese Darstellungsweise ebenfalls weitgehend unbeachtet. Auch die eingangs ausführlich geschilderte Problematik der Wirkung

und Rückwirkung der Selbstzeugnisse hätte an ausgewählten Beispielen ausführlicher in die Studie einbezogen werden können.

Der zweite Abschnitt des Hauptteils überzeugt dafür mit seinem Fokus auf die Schweizerischen Charakteristika, deren Untersuchung das eigentliche Ziel der Studie ist (vgl. S. 12 f.). So werden in „Prägungen“ mit Religion und Ehre zunächst zwei Felder der gemischtkonfessionellen Eidgenossenschaft problematisiert. Mit der Untersuchung des „Schweizerische[n] in den Selbstzeugnissen“ (S. 155) wird die Motivation der Studie endgültig deutlich und in der Darstellung des Solddienstes in „Krisen und Kritik“ (S. 183) abgerundet. In diesen Bereichen überzeugt die Arbeit, die als lokalhistorische Studie die Eigenheiten des Schweizerischen Systems definiert und der Mentalität seiner Offiziere herausarbeitet. Kapitel 8 gewährt mitunter tiefe Einblicke in die Gesellschaften vor Ort sowie in die sozialen und ökonomischen Motivationen für Offiziersfamilien sich dem Militärdienst als Handwerk zu widmen und ihre Fähigkeiten auf einem gesamteuropäischen Markt anzubieten. Kapitel 9 hingegen lässt durch seine chronologische Perspektive die Entwicklung des Söldnerwesens und den Mentalitätswandel der Offiziere erkennen. Gleichzeitig vollzieht es über Reformen an den Höfen bedeutender Dienstherren den Wandel des für die Schweiz bedeutenden Verdienstzweiges in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach. Zudem werden die Söldneroffiziere, trotz konfessioneller, sprachlicher und regionaler Heterogenität, als eine im ‚Ausland‘ homogen agierende und als solche wahrgenommene Gruppe sichtbar. Auf dieser Grundlage gelingt es Höchner die Bedeutung des im extritorialen Militärdienst entstandenen ‚*esprit des corps*‘ (vgl. bes. S. 151–154) und seinen Wechselwirkungen zwischen Heimat und Fremde herauszuarbeiten und dem darauf gründenden Zusammengehörigkeitsgefühl für die Schweiz nachzugehen.

Wünschenswert – besonders für den ersten Teil der Studie – wären ein breiterer Einbezug aktueller Forschungsliteratur und die breitere Einordnung kulturwissenschaftlicher und theoretischer Arbeiten gewesen. Dadurch hätten militärische sowie soziologische Termini

(wie die „leichten Truppen“ (S. 89) oder das „symbolische Kapital“ (S. 116)) treffender verwendet werden können. Zudem hätte durch den Rückgriff auf zentrale militärhistorische Studien die Anlehnung und Integration der schweizerischen Söldneroffiziere in ein gesamt-europäisches System zusammenhängender erläutert oder lokale Spezifika abgegrenzt werden können. Der zweite Abschnitt hebt zwar die Eigenarten der Herkunft der Männer hervor, durch den Abschnitt zum Militärwesen wird jedoch die Einordnung in einen weiteren Forschungsrahmen versprochen (vgl. S. 13), welcher der Autor nicht in der angekündigten Form einlöst. So wirkt der Dienst der u. a. aus Bern, Zürich oder Freiburg stammenden Soldaten teilweise von den gesamteuropäischen Prozessen und Ereignissen entkoppelt. Auffallend und mit diesem Umstand einhergehend ist die partiell eingeschränkte Analyse der Quellenzitate in den Kapiteln „Schlacht“, „Belagerung“ und „Gefahren“. Hier wechseln sich über mehrere Seiten längere Quellenzitate und Paraphrasen der Selbstzeugnisse verschiedener Offiziere ab, ohne dass eine ausführliche Einordnung oder die Analyse der Darstellungen erfolgen. An diesen Stellen hätte der Autor das Potential seiner Quellenbasis weiter ausschöpfen können, um die Studie von der, in jüngerer Zeit häufig beklagten nationalen auf die Ebene eines umfassenden und weitläufig vernetzten Fallbeispiels zu heben.¹ Die breite Quellenbasis der Studie zeugt dennoch von einer soliden Kenntnis der Bestände, die sich aus den Akten zahlreicher Archive und veröffentlichten Drucken zusammensetzt. Diese Kombination bietet, über die Leitfragen der Arbeit hinausgehend, einen guten Einblick in die Möglichkeiten und Grenzen von Selbstzeugnissen als Quellen für die Neuere Militärgeschichte.

Mit *Selbstzeugnisse von Schweizer Söldneroffizieren im 18. Jahrhundert* liegt eine vorwiegend lokalhistorische Studie vor, die, mit der Eidgenossenschaft und ihren in der Fremde dienenden Offizieren, ge-

¹ Vgl. Philippe Rogger, Benjamin Hitz, Söldnerlandschaften – räumliche Logiken und Gewaltmärkte in historisch-vergleichender Perspektive. Eine Einführung, in: Philippe Rogger, Benjamin Hitz (Hrsg.), Söldnerlandschaften. Frühneuzeitliche Gewaltmärkte im Vergleich, Berlin 2014, S. 9–43, hier S. 9–11.

Rezensionen

sellschaftliche Mechanismen eines der bedeutendsten europäischen Söldnermärkte des 18. Jahrhunderts analysiert. In der Gesamtschau der Arbeit werden die Schweizer Offiziere als ein innen- und außenpolitischer Faktor innerhalb der Eidgenossenschaft sichtbar, der diversen Strömungen ‚öffentlicher‘ Kritik und ‚privater‘ Interessen ausgesetzt war. Die Fokussierung auf das Besondere der Schweizer wirkt jedoch streckenweise gezwungen, sodass allgemeine und vernetzende Zusammenhänge sowie territorienübergreifende Militärkonventionen vernachlässigt und das Potential der sorgsam zusammengetragenen Quellen nicht gänzlich ausgeschöpft werden. Für die Eigenarten und die Entwicklungen innerhalb der untersuchten Gesellschaft ist die Studie dennoch mit einer gewinnbringenden Lektüre verbunden.

Sven Petersen

Autorenverzeichnis

Zoltán Peter Bagi,

E-Mail: zoliszeged[at]gmail.com

Thorsten Busch,

E-Mail: thorsten.busch[at]uni-tuebingen.de

Stefan Droste,

E-Mail: stefan.g.droste[at]gmail.com

Sven Petersen,

E-Mail: sven.petersen[at]phil.uni-goettingen.de

Alexander Querengässer,

E-Mail: a.querengasser[at]aol.de

Andréas Richier,

E-Mail: andreas.richier[at]outlook.fr

Oleg Rusakovskiy,

E-Mail: ruso0504[at]gmail.com

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit | 19 (2015)

Redaktion:

Sven Petersen (sven.petersen[at]phil.uni-goettingen.de)

Redaktionsanschrift:

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.
c/o Sven Petersen, Georg-August-Universität Göttingen,
Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte,
Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen
E-Mail: sven.petersen@phil.uni-goettingen.de

URL: <http://amg.hypotheses.org/>

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail an die jeweiligen Redakteure unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit den VerfasserInnen zu kürzen.

Der Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V. wurde im Frühjahr 1995 gegründet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erforschung des Militärs im Rahmen der frühneuzeitlichen Geschichte zu befördern und zugleich das Bewusstsein der Frühneuzeit-HistorikerInnen für die Bedeutung des Militärs in all seinen Funktionen zu wecken. Das Militär steht somit als soziale Gruppe selbst im Mittelpunkt der Aktivitäten des Arbeitskreises, wird aber auch in seinen Wirkungen und Repräsentationen thematisiert. Ziel ist es, die Rolle des Militärs als Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft umfassend herauszuarbeiten und zu würdigen. Insofern versteht der AMG seine Arbeit nicht nur als Beitrag zur Militärgeschichte, sondern vor allem als Beitrag zur Geschichte der Frühen Neuzeit insgesamt.

Der Arbeitskreis bietet ein Diskussions- und Informationsforum durch die Organisation von Tagungen, die Herausgabe der Schriftenreihe ‚Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit‘, die Zeitschrift ‚Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit‘ und die Mailingliste mil-fnz.